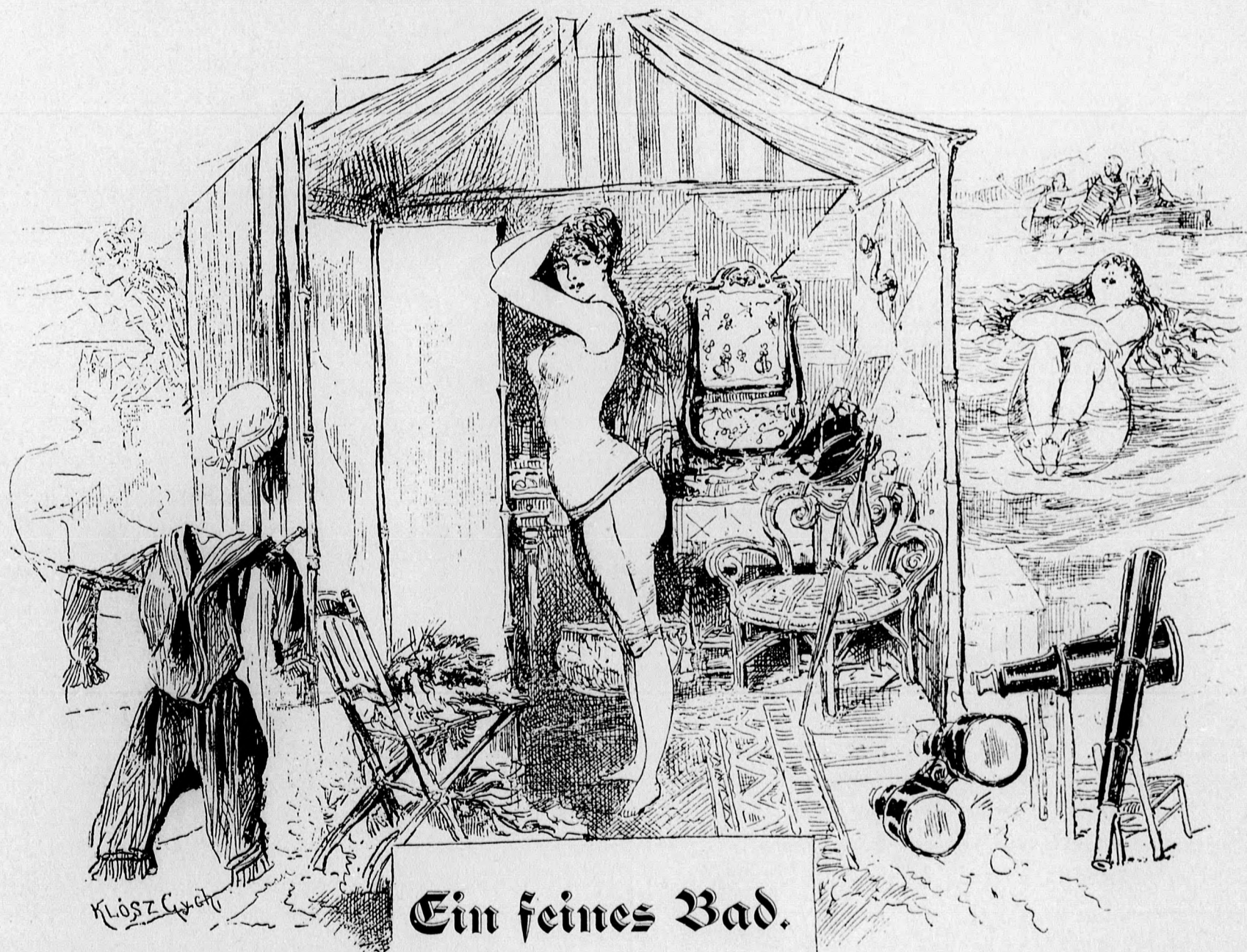




Pikante und heitere
Blätter.

Er scheint in 18 Heften à 50 Kr. ö. W. = 90 Pfenn. €



Ein feines Bad.

I.

(Ein Schweizerhäuschen zu A. dorf an der Ostsee. Schlafzimmer, mit heller, großgeblümter Cretonne überzogen, Möbel von gebogenem Holze; Balkon auf das Meer.)

Frau v. Thyllendorff (im Hauskleide à la roccoco, sehr elegant, sehr kokett; ein munteres Gesicht, leuchtender Teint, prächtige Taille.)

Die Kammerfrau.

Fr. v. Thyllendorff (mit einem Blick auf die Thüre, bei welcher der Gemahl soeben hinausgegangen.) Fort ist er! . . . endlich! Ich werde also heute ein feines Bad nehmen können . . . ein Bad nach meinem Geschmack . . . (Zur Kammerfrau.) Victoria!

Die Kammerfrau. Gnädige Frau befehlen?



Fr. v. Th. Bereiten Sie mir mein Badekostume vor . . . (in gleichgültigem Tone) das weiße . . .

Die Kammerfrau. Sehr wohl, gnädige Frau. (Für sich.) Das weiße? Man sieht wohl, daß der Herr fort ist. (Sie sucht in einem großen Koffer.)

Fr. v. Th. (tritt ans Fenster und winkt ihrem Gatten, der soeben in den Wagen steigt, um nach der Bahnstation zu fahren.) Auf Wiedersehen, Paul! Glückliche Reise! Also am Donnerstag! Vergiß mein Kleid nicht! und meine Schuhe . . . und den neuesten Caviar-Kalender! . . .

Die Kammerfrau. Da ist das Badekostume.

Fr. v. Th. Es ist arg zerdrückt . . .

Die Kammerfrau.

Das ist ja das Verdrießliche bei dem weißen Jersey . . . aber das Wasser wird es schon glatt machen.

Fr. v. Th. Ja, es soll aber glatt sein, bevor man ins Wasser steigt.

Die Kammerfrau. Wissen Gnädige bestimmt, daß es gut sitzt?

Frau v. Th. Aber ja; warum?

Die Kammerfrau. Das Höschen scheint mir zu kurz. (Sie steckt die Arme in die Höschen, die ihr bis zu den Ellbogen reichen.)

Fr. v. Th. (im Tone der Beruhigung.) Nein, nein; es paßt vortrefflich . . . (Beiseite.) Ich habe es neunmal probirt . . . (Sie tritt zum Balkon.) Es sind schon viele Leute im Bade; es ist der richtige Augenblick hinabzugehen. Welch' prachtvolles Wetter! . . . und welch' ein feines Bad ich nehmen werde! (Mit dem Feldstecher hinabsehend.) Oh, Baron Rodenburg ist da . . . und der Fürst . . . und die beiden Grafen Balting und Alle . . .

Die Kammerfrau. Welches Kleid nehmen Gnädige, um nach dem Bade zu gehen?

Fr. v. Th. Gar kein Kleid. (Beiseite.) Das würde mich aufhalten . . . ich würde den richtigen Augenblick versäumen . . . Geben Sie mir nur meinen nußbraunen Staubmantel, meine Handschuhe und meinen rothen Sonnenschirm . . . So! . . . Und nun tragen Sie mir schnell mein Badekostume in meine Kabine.

Die Kammerfrau. Der blau und roth gestreifte Bademantel wird zu dem neuen Kostume nicht passen.

Fr. v. Th. Natürlich nicht! nehmen Sie den himmelblauen . . . Haben Sie ihn?

Die Kammerfrau (in einem Koffer herumstöbernd.) Ja, da ist er schon. (Sie holt mit siegreicher Miene den Bademantel von blauer, geflochter Seide hervor; er ist prächtig, elegant und leicht wie eine Feder.)

Fr. v. Th. Nehmen Sie dazu den kleinen, blauen Foulard und die Tizian-Perrücke Nr. 3.

Die Kammerfrau. Die mit dem herabwallenden Haar?

Fr. v. Th. Ja; und kommen Sie nur bald nach!

Die Kammerfrau. (Alles in eine Handtasche von schwarzem Leder mit Silberbeschlägen legend.) Ich folge der Gnädigen auf dem Fuße.

II.

(Eine große Kabine von Tannenholz; an der Hinterwand, der Thüre gegenüber ein Spiegel, welcher die ganze Wand einnimmt. Am Boden ein Fußbad aus englischer Fayence. Auf einem großen Tische Waschbecken und Krug aus Bergkristall; eine ganze Menge von Bürsten und Kämmen in blondem Schildpatt; ein Toilette-Recessaire von Silber; ein dreitheiliger Spiegel, um sich beim Kämmen von drei Seiten sehen zu können. In einer Kristallvase einige frische Rosen.)

Fr. v. Th. (auf der Schwelle der Kabine stehend, zur Kammerfrau, welche den Koffer auspackt.) Lassen Sie; ich bedarf Ihrer nicht mehr. Sie können gehen. (Die Kammerfrau geht hinaus.) Erwarten Sie mich am Ufer, um meinen Bademantel zu übernehmen. (Sie schließt die Thüre und schiebt den Kiesel vor.) Ich will mich lieber selbst anziehen . . . insbesondere das Haar ordnen . . . Das ist sicherer! . . .

(Sie schlägt den Bademantel zurück und beginnt ihr Haar einzurollen, um es unter der Perrücke besser festzuhalten.)

— Gewiß sind meine echten Haare ebenso schön wie diese . . . allein, wenn ich sie auf dem Wasser ausbreite, brauchen sie vierundzwanzig Stunden, um zu trocknen . . . und das ist sehr ärgerlich . . . während dies so viel einfacher ist und denselben Effekt macht . . . Ich verberge das Haar der Perrücke sorgfältig unter meinem Foulard-Kopftüchlein, welches ich am Nacken, unter dem Ohr festbinde . . . ganz nach der Art der spanischen Schmuggler . . . Kaum daß einige dünne Büschel auf der Stirne und ein Bäckchen am Halse hervorhuschen. Das sieht ganz harmlos aus. Diejenigen, die mich nicht kennen, müssen sagen: „Diese Frau mag wenig Haar haben.“ Ich steige ins Wasser . . . ich schwimme . . . zuerst auf dem Bauche, hernach wende ich mich auf den Rücken um . . . ich beginne mit den Armen Rad zu schlagen, sehr anmuthig . . . ohne die Augen vom Strande zu lassen . . . und wenn ich eine genügende Anzahl von Ferngläsern auf mich gerichtet sehe, fasse ich Fuß und ziehe ganz unbemerkt, während des letzten Rades, einen Zipfel des Foulard an und pass! das Haar fließt über meinen Rücken hinab und ich stehe aufrecht und biete diesen wunderbaren Haarwuchs den Ferngläsern dar. Tableau! Nun denn, wenn mein Mann da ist, kann ich diese so einfache Bewegung unmöglich ausführen. Er zwingt mich, unter dem Foulard eine Kautschukhaube aufzusetzen, unter dem Vorwande, daß das Meerwasser die Haare klebrig macht. (Sie legt den Foulard an und knüpft ihn totett am Nacken fest.) So bin ich recht nett! (Nachdentlich.) Bei dem Kniff mit dem Foulard darf ich zwei Dinge nicht vergessen; erstens: an einer Stelle Fuß zu fassen, wo das Wasser mir nicht über den Gürtel reicht . . . die Haare müssen über den Rücken herabwallen und nur einige Centimeter lang im Wasser schwimmen; zweitens: sehr verdrossen über den Zwischenfall drein zu schauen und so zu thun, als wollte ich mein Haar wieder in Ordnung bringen . . . was mir aber nicht gelingt. (Man klopft an die Thüre der Kabine.)

Wer ist da? Ach, Du bist's, Henriette? Wie? ich soll nicht ohne Dich ins Wasser gehen? Ich bin aber schon bereit.

(Einen Augenblick überlegend.) Nun, gleichviel; ich werde Dich erwarten. Aber spüte Dich! . . . Die arme Henriette! sie will durchaus mit mir zusammen baden. Ich sehe meinerseits nichts Unzukömmliches dabei . . . aber es ist immerhin ein sonderbarer Einfall von ihr . . . Endlich ist es ihre Sache.

(Sie schüttelt heftig den Kopf, um sich zu versichern, daß die Ferrücte fest sitzt.) Das hält gut, fast zu gut, die Feder drückt mich . . . (Sie schlüpfte in ihr Badekostume.) Oh, oh, es ist wahr, das Höschen ist kurz . . . Seltsam, in Berlin schien es mir länger zu sein. Bah, jetzt ist's gleichviel . . . ich habe rosige Kniee . . . Sehr gelungen, dieses Kostume! Wie das sitzt, wie angegossen! (Sie betrachtet sich in dem großen Spiegel.) Und was es zeigt, ist auch nicht übel. Das wird ein feines Bad werden! (Man klopft an die Kabine.)

— Was ist's denn wieder?

Eine männliche Stimme draußen: Ich bin's, Ahrenbeck.

— Nun, was wollen Sie?

— Die Grafen Balting lassen Ihnen sagen, daß sie Sie erwarten, um Sie zum Sprungbrett zu begleiten.

— Ich werde auch allein den Weg finden.

— Nein, nein, das wäre unvorsichtig; besonders heute, wo Thyllendorff nicht da ist!

Fr. v. Th. (für sich.) Glücklicherweise ist er nicht da. Sonst wäre es nichts mit dem Kostume, und nichts mit dem Sprungbrett . . . Der arme Paul! Wie wird er schwitzen in dem Zuge. Das Wasser wird heut' köstlich sein . . . Das wird ein feines Bad werden! . . . (Sie betrachtet sich noch einmal im Spiegel.) Reizend ist mein Badekostume! . . . und dennoch sehr schicklich, sehr anständig. Der Jersey sitzt knapp, das ist wahr, aber er ist nicht so indiskret durchsichtig wie der Cashemir. Wenn ich bedenke, daß ich volle zwei Wochen keine Gelegenheit hatte, dieses Costume zu zeigen! Die Balting sind da; sie sollen mich lehren, die Kugel machen; Das muß sehr drollig sein. Das ist wieder etwas, worüber mein Mann entsetzt wäre, wenn er nämlich erführe, daß die Balting mich lehren, „die Kugel machen“. (Sie hält sich in den Bademantel.) So! das ganze Geheimniß besteht darin, daß der Mantel spanne, um die zurückweichenden Linien zu zeigen . . . und auch die vorspringenden. Es gibt Frauen, die sich sehr ungeschickt mit ihrem Bademantel drapieren. Ich will nun hinausgehen; ich werde den Bademantel ablegen und Henriette erwarten . . . Dabei verliere ich nichts . . . und die Zuschauer auch nichts.

(Sie öffnet die Thüre der Kabine und steht — Herrn von Thyllendorff gegenüber, der ebenfalls im Badekostume und Bademantel ist.)

III.

Sie (höchlich betroffen.) Oh!!!

Er (heiter.) Ja, mein Schatz, ich bin's; ich habe den Zug versäumt und werde erst mit dem Abendzuge reisen können. Da habe ich mich denn im Galopp entkleidet, um mit Dir zugleich baden zu können.

Sie (für sich, tief betrübt.) Ach, ich hatte mich so sehr gefreut, einmal nach Herzenslust baden zu können!

Er (sie fortziehend.) Komm rasch, das Wasser muß köstlich sein! (Sie betrachtend.) Schau! Du hast einen neuen Bademantel?

Sie . . .

Er. Was ist das für ein Bademantel?

Sie. Ein Mantel von blauer Flockseide.

Er. Mir scheint, er hat nicht die nöthige Weite.

Sie (gereizt.) Ich weiß nicht, was die nöthige Weite ist!

Er. Ich auch nicht; aber er spannt . . .

Sie (beiseite.) Das nennt er spannen!

Er. Der Mantel spannt in einer sehr häßlichen Weise.

Sie (beiseite.) Oh!

Er (sucht hinten den Mantel zurecht zu ziehen.) Dieser Mantel zeichnet die Formen mit einer Knappheit ab . . .

Sie (beiseite.) Da hat er Recht. (Sie läut auf den Brettern davon, die ins Meer führen.)

Er (ihr folgend.) . . . und ist von einer Durchsichtigkeit! . . .

Sie (mit den Achseln zuckend.) Durchsichtig? mit diesen Zotteln? Ich sehe ja aus wie ein Eisbär!

Er. Aber er klebt am Leibe, wie eine nasse Haut!

Ahrenbeck (ihr die Hand entgegenstreckend.) Endlich! Sie haben aber lang gebraucht, sich zu entkleiden! (Den Gatten bemerkend.) Wie, Du bist da? Ich glaubte, Du wärest fort?

Herr v. Thyllendorff (sehr trocken.) Wie es scheint, bin ich wiedergekommen.

Ahrenbeck (zu Frau v. Thyllendorff, die ihren Bademantel abgestreift und ihrer Kammerfrau übergeben hat.) Sie wissen, daß die Grafen Balting beim Sprungbrett sind . . . und auch der Fürst . . .

Herr v. Th. (immer verdrüsslicher.) Ah, sie sind beim Sprungbrett! Das ist interessant.

Ahrenbeck (überrascht.) Was hast Du denn eigentlich? Ich sage Das Deiner Frau!

Herr v. Th. So, meiner . . . (Er hält ganz verblüfft inne.) Ah, was ist denn Das? (Er zieht rasch seine Frau einige Schritte vorwärts.) Was ist denn das für ein Badekostume?

Fr. v. Th. (beiseite: Oh weh!) Dies ist . . . mein zweites Badekostume . . . Ich lege es an, wenn das andere ausgebeffert wird.

Ahrenbeck (sie aufmerksam betrachtend.) Ein allerliebstes Kostume! . . . (Für sich: Und welche Beine!)

Herr v. Th. Ein höchst unschickliches Kostume!

Fr. v. Th. Wieso?

Herr v. Th. Ganz und gar! Vor Allem die Farbe.

Fr. v. Th. (unschuldig.) Weiß ist eine unschickliche Farbe? Das ist sonderbar! Ich glaubte, es wäre die Farbe der Unschuld.

Herr v. Th. (sie immer aufmerkamer betrachtend.) Es ist, als ob Du gar nichts am Leibe hättest!

Fr. v. Th. Oh, da muß ich bitten!

Herr v. Th. (immer mehr bestürzt.) Das Höschen kaum bis zu den Knieen . . . und das Leibchen ohne Ärmel! . . . (Er bemerkt, daß alle Ferngläser auf sie gerichtet sind.) Geh' ins Wasser, rasch! rasch!

Fr. v. Th. Geh', wenn Du willst; ich warte auf Henriette.

Herr v. Th. Frau v. Rosenheim wird nachkommen.

Fr. v. Th. Nein, ich habe versprochen, sie hier zu erwarten. (Sie streckt sich auf den Dünenrand hin; die Höschen weichen noch mehr zurück.)

Herr v. Th. (entreißt der Kammerfrau den Bademantel.) Aber Elise, Du wirst Dich verkühlen! (Er breitet den Bademantel über sie und wickelt ihn um ihre Beine.)

Fr. v. Th. (stößt mit einem Ruck ihrer Lenden den Mantel von sich.)

Ist das eine Idee! mich einzuwickeln, wie eine Kranke! Ah, da ist Henriette! (Sie ist mit einem Sage auf den Beinen und läuft Frau von Rosenheim entgegen.)

Herr v. Th. (folgt melancholisch den beiden Damen, die ins Wasser steigen.)

Fr. v. Th. (die langsam ins Wasser geht, für sich.) Mir ist kalt! Brrr! Es ist mir schrecklich, so ins Bad zu gehen, aber die Zuschauer haben dabei Muße, die Einzelheiten zu prüfen . . .

Herr v. Th. (gereizt.) Tauche unter! . . . Aber tauche doch unter! (Er faßt sie bei den Schultern und drückt sie ins Wasser nieder.)

Fr. v. Th. (unmuthig.) Nein, laß mich! Das ist unerträglich! (Sie entschlüpft ihm, taucht unter und schwimmt mit einer starken Woge davon.)

Herr v. Th. Jetzt ist sie doch wenigstens im Wasser.

Fr. v. Th. (einige Schritte weiter aus dem Wasser auftauchend.) Nun ist es Zeit, zum Sprungbrett zu eilen! (Sie schwimmt sehr schnell ins Meer hinaus.)

Herr v. Th. (unruhig hinter ihr einher.) Wo geht sie hin? Was hat sie es denn so eilig?

Fr. v. Rosenheim (ängstliche Schreie ausstoßend.) Lassen Sie mich doch nicht allein!

Herr v. Th. (das Sprungbrett erreichend, welches seine Frau schon ertrunken hat.) Es ist Unsinn, was Du treibst, Elise!

Fr. v. Th. (zum großen Balting.) Da bin ich! Ich möchte die Kugel machen lernen.

Herr v. Th. (entsetzt.) Die Kugel?!

Der kleine Balting. Sehr wohl, schöne Frau, ich will Sie Das lehren. Vor Allem lassen Sie sich vom Brett herabgleiten . . .

Fr. v. Th. Aber ich sinke unter, wenn ich nicht schwimme.

Der große Balting. Fürchten Sie nichts . . . ich bin da! (Er fängt sie in seinen Armen auf.)

Der kleine Balting. Vor Allem geben Sie den Kopf zwischen die Kniee . . .

Herr v. Th. (unwillig.) Nein, nicht doch! Sie wird sich wehe thun!

Der gr. Balting. Sich wehe thun im Wasser? Ah! Ich verbürge mich! . . .

Der kl. Balting. Wir verbürgen uns!

Fr. v. Th. Ich habe Vertrauen.

Herr v. Th. (entschieden.) Ich kann solche Spielereien nicht zugeben! Dabei ertrinkt man.

Der gr. Balting (spöttlich.) Ach ja! ganze Familien sind zugrunde gegangen, indem sie die Kugel machten.

Herr v. Th. (zu seiner Frau.) Elise, ich bitte Dich ganz ernstlich, ans Land zurückzukehren.

Fr. v. Th. (verdrossen.) Ach, ich habe mich so sehr auf ein feines Bad gefreut! (Sie beginnt zu schwimmen, gefolgt von ihrem Manne und den beiden Balting.) Ich denke, jetzt wäre es Zeit, den Zug mit dem Foulard zu machen. (Sie wendet sich vom Bauch auf den Rücken und schwimmt mit den Armen Nad schlagend weiter.) Noch einen Augenblick, damit sie auch diese Bewegung sehen. Habe ich Boden unter mir? Ja; das Wasser dürfte mir jetzt bis an den Gürtel reichen. (Sie zieht plötzlich einen Zipfel des Foulard an und stellt sich auf die Beine. Ihr Mann bemerkt, daß ihr Haar ins Schwanken geräth, eilt hinzu und fängt die Haarfülle mit beiden Händen auf.)

Herr v. Th. (triumphirend.) Ohne mich wären jetzt Deine Haare naß geworden!

Fr. v. Th. (für sich.) Tölpel!

Der gr. Balting (zur Fr. v. Thyllendorff, die sich anschickt, das Wasser zu verlassen.) Wollen Sie nicht noch einmal versuchen, die Kugel zu machen?

Fr. v. Th. (zu ihm zurückkehrend.) Ja, bringen Sie mich in die nöthige Stellung!

Der gr. Balting (seine Hände unter die Arme der Dame steckend.) So, legen Sie sich hin; jetzt ziehen Sie die Kniee an, hoch, bis zum Kinn hinauf. Gut . . . und jetzt los! Rascher, muthiger! Ihnen fehlt nur noch der Muth . . . Den Kopf mehr heben! (Er zieht unbemerkt einen Zipfel des Foulard und führet so das Manöver aus, an welchem die kleine Dame vorhin verhindert worden.)

Fr. v. Th. (aufrecht und von einer Haarsluth umwallt.) Oh, meine Haare!

Herr v. Th. (der bemerkt, daß am Ufer alle Ferngläser auf seine Frau gerichtet sind.) Das ist denn doch zu dumm!

Der gr. Balting (versöhnlich.) Oh, dieses Unglück werden wir sogleich wieder gutmachen. (Er faßt Eliens Haare zusammen, um sie wieder unter den Foulard zu stecken.)

Herr v. Th. (erbittert.) Gestatten Sie, daß ich Das besorge!

(Dann faßt er mit kräftiger Hand den Arm seiner Frau und führt sie aus dem Wasser. Dabei gibt es einen kurzen, aber scharfen Dialog.)

Er. Elise, ich hätte solche Dinge für unmöglich gehalten! Sie. Daran sind Sie allein schuld, mein Herr! Wenn man sagt, daß man abreißt, so reißt man ab!

Er. Nun denn: ich werde heute Abend bestimmt abreisen, und Sie mit mir, Madame!

Und so geschah es auch.

So endete das „feine“ Bad der kleinen Frau von Thyllendorff.

Aussprüche berühmter Geister über Frauen, Liebe und Ehe.

— — — Genau bei Weibern

Weiß man niemals, wo der Engel
Aufhört und der Teufel anfängt.

Heine.

*

Frau'n sind oft Räthsel von jener Art,
Die, wenn wir die Lösung wissen,
Bereuen lassen, daß wir so hart
Die Zähne dran zerbissen.

F. Hejse.

*

Ihr scheltet auf der Frauen Mängel,
Und dennoch herrscht das schöne Weib.
Was ist die Frau? Sie ist ein Engel,
Der nur den Teufel hat im Leib.

D. Blumenthal.

*

Die meisten Frauen begreifen leichter, daß man heiratet,
ohne zu lieben, als daß man liebt, ohne zu heiraten.

K. v. Weilen.

*

Besser zischende Schlangen als zankende Frau'n zur Gesellschaft;
Erstere haben im Zahn, letztere überall Gift.

K. Anorb.

*

Was mich darüber tröstet, eine Frau zu sein, ist, daß
ich wenigstens niemals nöthig habe, eine solche zu heiraten.

Lady Montague.

Diana Schwed.

Ha, der erbärmliche Kerl ist schon wieder da! Erstaunt blickte ich auf meinen Freund Baron Füzessy, den sanften und allezeit korrekten Viktor Füzessy, der gegen alle Schicklichkeit so laut aufschrie, daß alle Welt es hören konnte in dem Orpheum, wo wir Zwei eine Loge inne hatten, um Diana Schwed in ihren „plastischen Stellungen“ — wie es auf dem Anschlagzettel hieß — zu bewundern.

— Wem hat Das gegolten? fragte ich ihn.

Da zeigte er mir in der uns gegenüber liegenden Loge einen kleinen alten Herrn mit goldener Brille und weißer Kravate, der ein sehr friedliches Aussehen hatte.

Und da sich in meinem Gesichte ohne Zweifel ein großes Fragezeichen malte, sagte Füzessy:

— Ich werde Dir die Sache sogleich erklären. Jetzt laß uns zuschauen.

Rechts und links von der Rampe wurden jetzt Tafeln mit dem Namen „Diana Schwed“ ausgehängt. Die Musik stimmte einen einschmeichelnden, wiegenden Walzer an; der Vorhang ging in die Höhe und sie erschien. Es ist eine wunderschöne, braune Person, stark und schlank zugleich, tadellos gebaut. Ihre Rolle ist: schön zu sein, und das ist sie. Ein breites Band elektrischen Lichtes taucht sie in eine kalte, sanfte Helle, während sie die im Programm verzeichneten Posen zur Anschauung bringt; in ihrem knappen Maillot von weißer Seide fast nackt, ohne Hüllen, ohne Draperie, ist sie wie eine Göttin aus Marmor, die im Mondlichte dasteht. Im Hintergrunde ist ein Vorhang von rothem Sammt ausgespannt, auf welchem ihr Schatten sich ganz genau abzeichnet. Und sie stellt nach einander Venus, Diana, Cleopatra, Hermes mit den goldenen Schwingen und die geheimnißvolle Sphinx dar. Sie erstarrt sozusagen in ihren verschiedenen Stellungen, hält den Athem an, ist unbeweglich wie Marmor, daß man in der That eine Statue vor sich zu haben glaubt, in welcher das Leben athmet, das Blut rollt, wie unter einer Schichte Eis der Fluß seinen Lauf fortsetzt.

Die Menge rings um uns her schaute in fast respektvoller Stille zu. Da war nichts von jenen zweideutigen Scherzen zu hören, mit welchen man sonst die anderen „Nummern“ zu begleiten pflegte, und als Diana Schwed die Bühne verließ, rührten sich nur wenige Hände zum Applaus. War dies Verblüffung oder einfach Mangel an Verständniß? Ich war erstaunt darüber, daß dieses herrliche Geschöpf bei der Menge nicht mindestens so viel Beifall finde, wie die Drehorgel spielenden Elephanten und die fliegenden Frösche; ja mich kränkte Dies fast und da ich die Erklärung dieser seltsamen Erscheinung suchte, bemerkte ich zu Füzessy:

— Im Grunde hat das Publikum Recht; es urtheilt

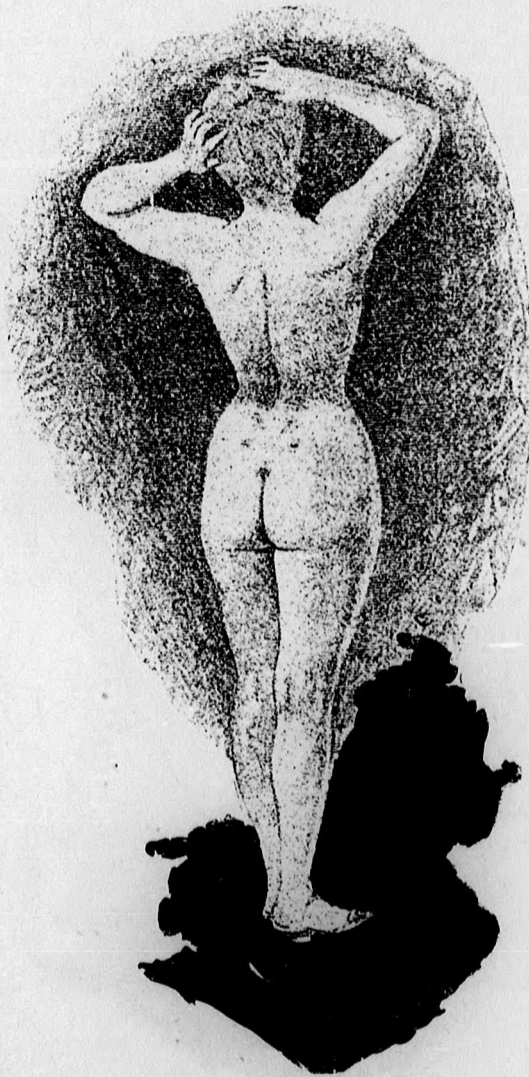
ganz vernünftig. Diese Frau hat kein Verdienst daran, daß sie schön ist. Dies liegt in ihrer Natur. Sie ist schön und das ist Alles. Dies kostet ihr keine Anstrengung; wenn aber ein Spas eine Kanone abfeuert oder ein Elefant die Drehorgel spielt, so ist dies eine Leistung, die anerkannt zu werden verdient.

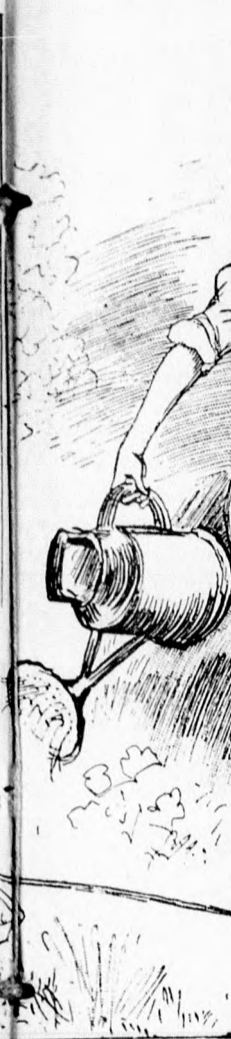
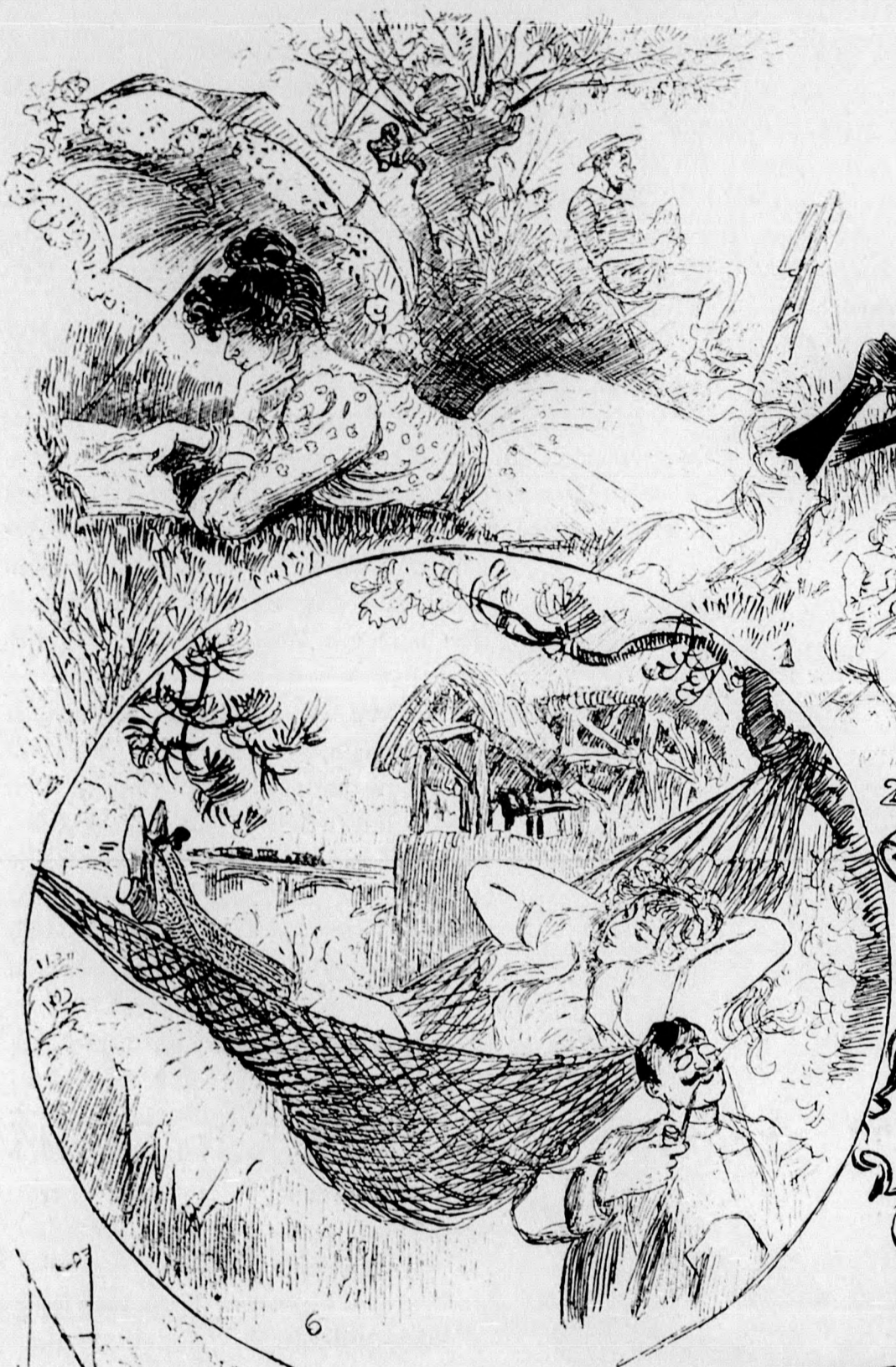
Doch Viktor schenkte meinen pessimistisch angehauchten Betrachtungen wenig Aufmerksamkeit. Er war wüthend über die Anwesenheit des kleinen Alten und da ich ihn um Aufklärung drängte, erzählte er mir sehr rasch:

— Das ist ein Arzt, der Doktor Rudolf Mannheim aus Wien, der „Trainer“ der Diana Schwed, — jawohl: ihr Trainer. Du wirst wohl begreifen, daß sie einer bestimmten Lebensweise, gewisser Kuren, gewisser Vorsichten bedarf, um sich diese vollkommene Schönheit zu bewahren. Sie befolgt denn in der That eine Kur, wie sie ein mit dem Wechselfieber be-

hafteter Mensch sich nicht gefallen lassen würde. Es gibt Speisen, die sie niemals essen wird und Weine, die ihr stets unbekannt bleiben werden. Täglich um zwei Uhr erscheint der alte Doktor bei ihr, um sie abzuwägen, und wenn sie um einen Gramm zugenommen hat, muß sie ihre Diät ändern. Und wie komplizirt diese Diät ist: so viel Schwefelstoff für die Knochen, so viel Azotin für das Blut, so viel Mehlstoff für die Muskeln u. s. w. u. s. w. Und dieser Arzt ist schrecklich! Seit den zehn Jahren, daß er Diana „trainirt“, hat er sie mathematisch genau kennen gelernt, in allen Winkeln, wie man in der Kasernensprache sagt; und nicht das Geringste entgeht seiner Beobachtung. Ich habe dieses Weib vor zwei Jahren in Wien kennen gelernt, wo sie bei „Nonacher“ sich produzierte. Als ich zum ersten Male mit ihr speiste, benebelte sich die Arme; mein Gott! bei der Lebensweise, die sie führt, ist sie gleich fertig; ein Fingerhut voll Chateau-Varose entführt sie in andere Welten. Am folgenden Tage hat der alte Doktor Mannheim

dies wahrgenommen und ihr eine furchtbare Scene gemacht. Ja, es ist schrecklich! Sie muß täglich acht Stunden schlafen, zwei Stunden spazieren gehen und in diesen zwei Stunden sieben Kilometer zurücklegen. Zwei Monate hindurch habe ich diese Gesundheits-Promenaden mit ihr gemacht und bei diesen Gelegenheiten die Umgebung von Wien sehr genau kennen gelernt. Sie darf sich nicht mit witzigen, erheiternden Menschen umgeben, weil das Lachen ihren Mund entstellen würde; sie darf nicht traurig sein, weil die Thränen ihre Augen trüben würden. Und immer dieser verheulene Doktor! Ich möchte ihn erdroffeln! In Wien war ich in Diana sehr verliebt. Man hatte mich sehr entmuthigt; sie halte sich von Liebeshändeln fern, sagte man; sie sei ein Weib ohne Temperament, ohne Leidenschaft u. s. w. u. s. w. Es war mir ziemlich schnell gelungen, vertraut mit ihr zu werden; aber es war eine eigenartige Vertraulichkeit. Des Nachmittags durfte ich dabei sein, wenn sie ihre Attitüden probirte;





Stadtleute auf dem Lande

- 1. und 2. Ein Künstlerpaar. Sie ist seiner Kunst überdrüssig und legt sich auf Pola's „Mutter Erde“.
- 3. Frau v. Lilienthal. Nach der jüngsten Hausse hat der Herr Gemahl ein „Landgütchen“ gekauft, wo die „Gnädige“ unter Anleitung eines jungen Kürassier-Lieutenants reifen lernt.
- 4. Die reiche Geldverleiherin Binsenheim. Hat früher nach Männern geangelt; jetzt ist's damit alle.
- 5. Die Witwe vom Residenz-Theater. Treibt mit Vorliebe Gärtnerei; schwärmt für Spargel in Butter.

6. Junges Ehepaar nach den Honigwochen. Die schönsten Affektiven in der Hängematten verfangen nicht mehr. Phü, wie hü!

7. Fräulein Fifi. Sitzt auf der Terrasse, weil es auf dem Lande keine Croffoirs und keine eleganten Kaffeehäuser gibt.

8. Eine von der Marine. Geht nie ohne Matrosen aus.

9. Baronin Hirsing. Schwärmt für den Rudersport, weil sie weiß, daß da ihre brillanten Vorzüge am besten zur Geltung kommen.



7. Klossow

8



5

auf dem Lande.

hepaar nach den
schönsten Affiti-
gemachte verfangen
wie hier!

ifi. Sit auf der
auf dem Lande keine
e eleganten Kaffee-

der Marine. Gehst
n aus.

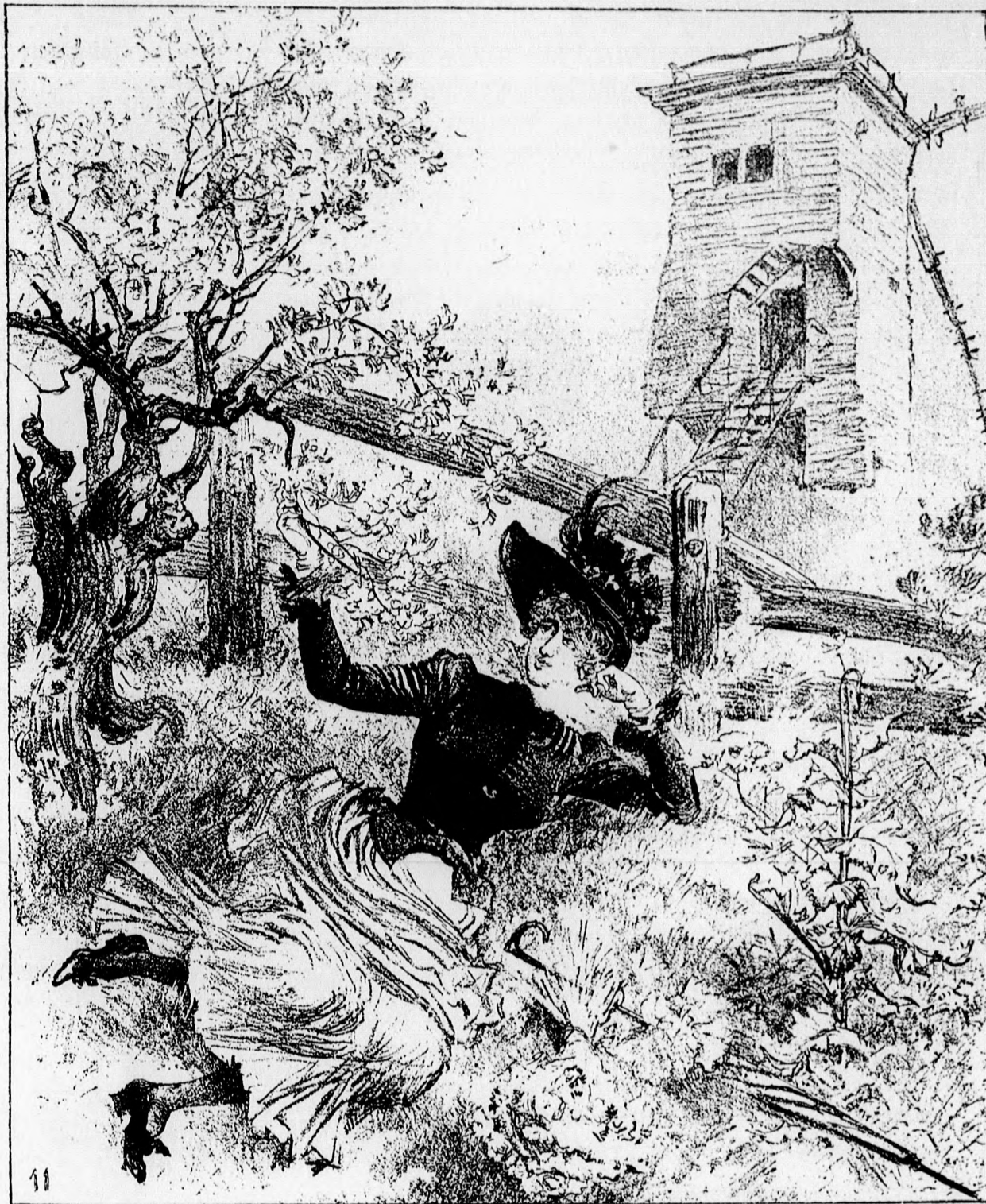
irking. Schwärmt
erf, weil sie weiß,
ankten Vorzüge am
g kommen.

10. Der Herr Landrath und Frau. Haben sieben Töchter unter die Haube gebracht und genießen den wohlverdienten Ruhestand.

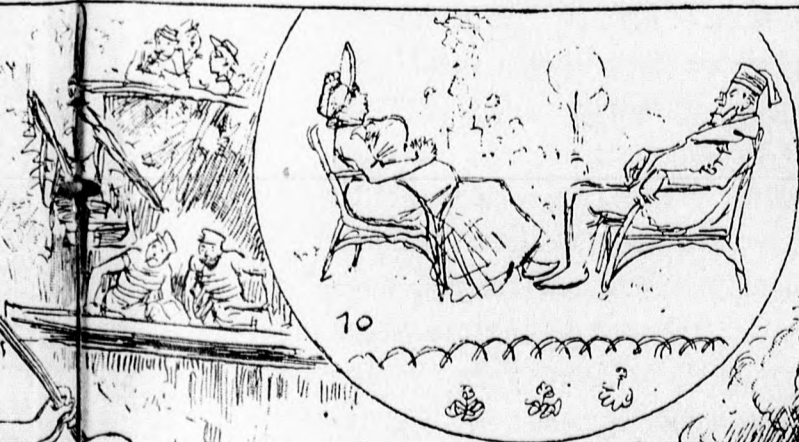
11. Mademoiselle Louise, Modistin. Hat die schöne Stelle aufgesucht, wo sie vor zehn Jahren zum ersten Mal geschwärmt hat. Tempi passati! Die Natur war damals viel schöner!

12. Die Cänzerin Lola Hinz. Ruht auf ihren Lorberen und betrachtet das Ritterschloß, das eine Aktiengesellschaft ihr gebaut hat.

13. Eine Handlungs-Reisende. Bekannte Figur; macht in Liebe.



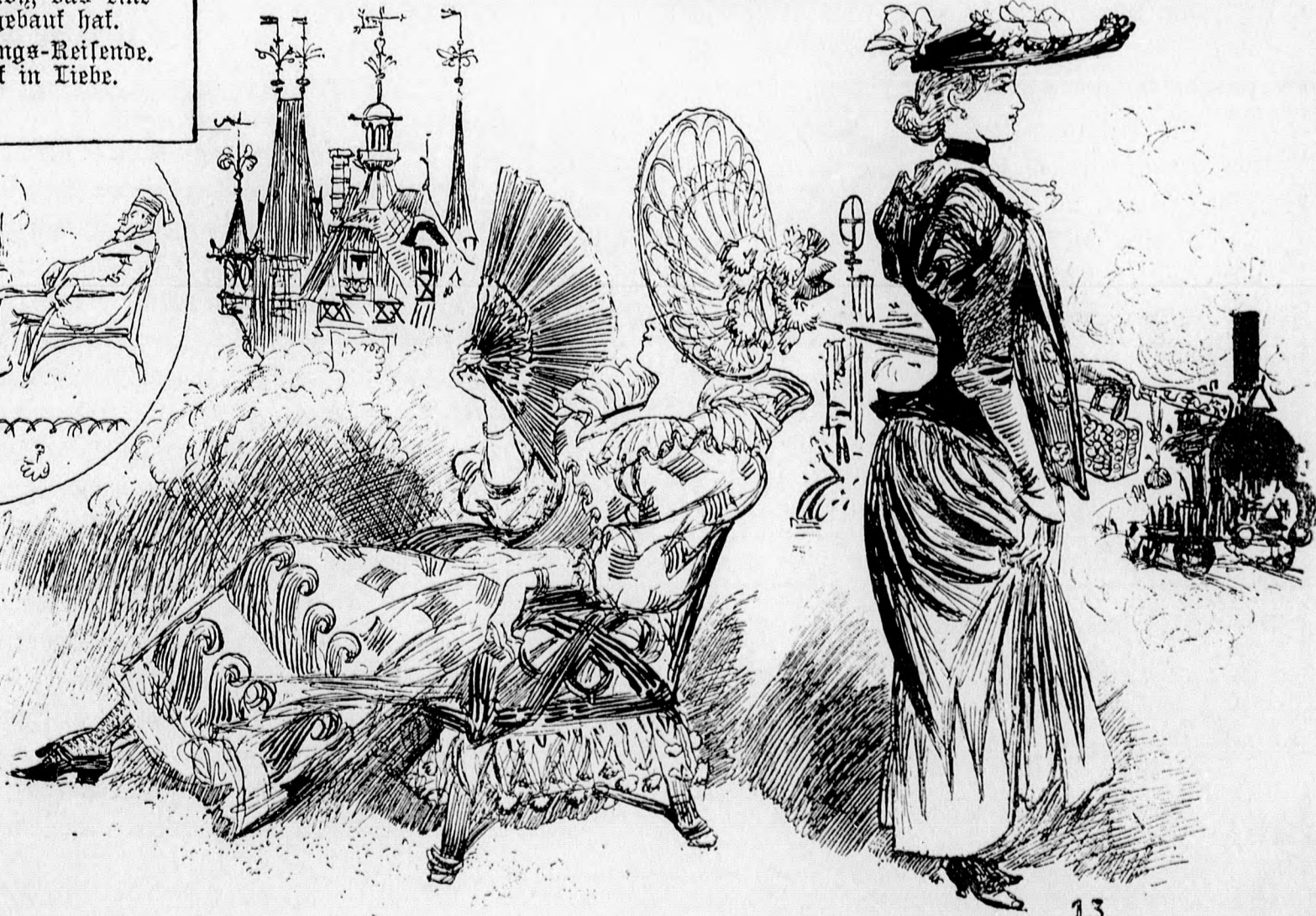
11



10



9



13.

dies geschah stets vor einem großen, bis an die Zimmerdecke reichenden, mit alten, kostbaren Stoffen drapirten Spiegel. Ich setzte mich dann ans Klavier und begleitete ihre Posen, nicht mit wässerigen Tingeltangel-Walzern, wie wir sie soeben gehört haben, sondern mit Wagner'schen Musikstücken bald lyrischer, bald heroischer Art. Die Geschichte war ganz und gar nicht übel. Hernach plauderten wir Stunden lang und ich ging — unbefriedigt davon. Und doch liebte sie mich und bewies es mir in ihrer Weise. Eines Tages probirte sie die *Cypri s* und die *Diana*, aber ohne ihr weißes Seiden-Tricot, in göttlicher und keuscher Nacktheit, und als ich die Göttin entheiligen d. h. umarmen wollte, wies sie mir zürnend die Thüre. Seit her gestattete sie mir nie wieder diesen Anblick, den sie für gefährlich hielt. Jeden Abend, wenn sie das Theater verließ, durfte ich sie bis zu ihrer Thüre begleiten und da sagte sie mir „gute Nacht“. Ich verzehrte mich in meinen Begierden nach ihr und fand doch nicht den Muth zu fliehen. Und diese unsinnige Marter währte zwei Monate.

Eines Abends im Juni gab es ein herrliches, zur Liebe stimmendes Wetter, das mir zu Hilfe kam. Diana war merkwürdig nervös und ihre tiefe Altstimme verrieth eine ungewöhnliche Erregung. Ich begleite sie wieder bis zu ihrer Thüre, aber sie sagt mir nicht „gute Nacht“ wie sonst und ich begleite sie natürlich in ihre Wohnung. Oh, mein Freund, welche Liebestolle, einzige Nacht war das! Ich segelte mit der Göttin durch die ganze Mythologie! Der Marmor war Fleisch geworden und die Göttin war verliebt wie eine kleine Modistin . . .

Als am Morgen der alte Doktor zur gewohnten Stunde kam, fand er sie sehr müde, mit großen, blauen Ringen um die Augen. Ich hörte ihn sehr ernst und sehr streng mit Diana sprechen; aber ich verstand nichts davon, denn sie redeten schwedisch. Endlich ging der Alte; ich bestürmte sie mit Fragen, aber sie antwortete mir nicht. Sie war so gleichgiltig und kühl, als ob nichts zwischen uns geschehen wäre.

Am Abend holte ich sie im Theater ab und begleitete sie nach Hause, in der Meinung, daß es heute sein werde wie gestern; allein, als wir bei ihrer Thüre ankamen, sagte sie mir:

— Nein, nein; mit Ihnen nie wieder. Der Doktor ist sehr unzufrieden und sagt, ich habe in einer Nacht um zehn Jahre gealtert, und daß ich sehr bald „fertig“ wäre, wenn ich so fortfahren wollte. Ich kann Ihnen doch meine Schönheit nicht opfern; sie ist mir entschieden kostbarer, als Sie mir sind. Meine Schönheit ist meine Kunst . . . und die Kunst ist egoistisch . . .

Am nächsten Tage schnürte ich mein Bündel und verließ Wien. Seit her hatte ich Diana Schwed nicht gesehen — bis zum heutigen Tage. Sie ist noch immer so schön wie sie war und der alte Doktor, dieser erbärmliche Kerl, ist noch immer an ihrer Seite!



Braun ist mein Schatz . . .

Braun ist mein Schatz, braun wie die Aush,
Ein Teuflein, lieb und toll!
Schmal ist die Hand, schmal ist der Fuß,
Ihr Busen weich und voll.

Schwarz, wie die Hölle, ist ihr Haar,
Ihr Aug' hell, wie der Tag —:
Und wo sie geht, zieht eine Schaar
Anbeter gleich ihr nach.

Da kündigt der feiste Käfer her,
Im goldgestickten Rock,
Man sieht's, ihm wird das Wandern schwer
So über Stein und Stock.

Da springt der lustige Patron
Heuschrecke durch das Gras,
So mager wie ein Ahusensohn
Macht ihm das Geh'n nur Spaß . . .

Da schwärmt der lose Schmetterling
Ihr um das Angesicht:
Hüt' dich! verbrenn' dir nicht die Schwing'
An ihrer Augen Licht! — —

Hin geht sie dann so still, so rein,
Und scheint so sanft, so gut —:
Doch ich, ich weiß es nur allein,
Wie heiß, wie heiß ihr Blut:

Das schäumt und brandet immerdar
Wie Sturm und Wogenbraus — —
Doch wollt' ich mehr euch sagen gar,
Kraht sie das Aug' mir aus!

H. E. J.

V e r e r b u n g.

Ein naturwissenschaftlicher Roman von **Gabriel Rosa**.

Adelaide Gräfin von Rackerburg zählte zu den elegantesten und schöngeistigsten Vertreterinnen des High-life der großherzoglichen Residenz zu Wusterhausen. Adelaide war ein in eine Spitzenwolke gehüllter Hauch, ein Seufzer, der zum Himmel zu entschweben drohte, hätte ihn nicht die Last einer hochentwickelten Tournaire an die Erde gebannt. Denkt man sich zu dieser ätherischen Erscheinung dunkle, brennende Sonnenaugen schwärzesten Glanzes, von überlangen Seidenwimpern wie von Doppelgardinen bedeckt; ein schmachtendes, halb verklärtes Angesicht, umwozt von einem Seidenhaar, so rabenschwarz, daß die schwärzeste Gewitternacht davor zur Dämmerung erbleicht; ferner, daß sich zu allen diesen Reizen noch der Ruf gesellt, daß sie lyrische Dichterin von hoher Begabung sei, so wird sich Niemand wundern, daß sie nicht nur der Stolz der Wusterhausen'schen Residenz, sondern auch des ganzen Großherzogthumes war, die Sehnsucht jedes Mannes weckte, sie, den Weib gewordenen Hauch der Schöpfung zu besitzen. Aber dieses Sehnen war vergeblich, denn sie war bereits einem der ersten Cavaliere von ältestem Stammbaum

und reinstem Blaublut zu eigen geworden: seit einem Jahre war sie die Gemahlin des Fürsten Hector, Achilles, Maria Josef von Schroffershausen.

Der edle Fürst, erfüllt von dem Werthe seiner Person und seines Standes, gab sich weder dem zweifelhaften Ruhme einer Diplomatenlaufbahn hin, noch war er dem Waffenhandwerk hold; den unwiderstehlichsten und tiefsten Abscheu aber hatte er vor jedweder Art von — geistiger Beschäftigung: Er lebte nur seiner Gattin und — dem Sport.

Kein Rosskamm hatte für den Sport ein so „pferdemäßiges“ Verständniß, kein Jockey ganz Alt-Englands war solch' ein flotter Reiter, kein Stallmeister ein so genialer Trainer wie Fürst Hector. Schon in seinem Antlitz drückte sich, natürlich neben dem hohen Adel der Geburt, die psychische Verwandtschaft mit dem Rosse, diesem edelsten der Thiere, aus, und selbst seine Nase hatte jene erhabene Form, welche man — beim Pferde nämlich — als Ransnase bezeichnet.

*

Im Besitze zweier unermesslichen Vermögen, des seinen und desjenigen der edlen Gattin, das Oberhaupt des hocharistokratischen Kreises, der den großherzoglichen Thron umgab, schien er ein Mann, dem nichts zum vollen, tollen Glücke fehlte.

Und doch lagerte ein dunkler Schatten darauf, und dieser Schatten war — Adelaide.

Als er, der Lilienknicker, Rosenbrecher, Camelienspflücker und Beilchensfresser einst um die zauberumschlossene, wehmuthzerflossene Pyrikerin warb, da war ihm — o Verhängniß! — unbekannt, daß die Gräfin (Großmama väterlicherseits war Circusreiterin gewesen) von unbestrittenstem Zigeunerblute entstammt.

Der gräßliche Großpapa, ein mit Podagra und Orden ergrauter, kalt gestellter Diplomat hatte in Paris jene Circusgröße bewundern, lieben und heirathen gelernt; so war ein verhängnißvoller Tropfen Plebejerblut in die seit Jahrhunderten rein erhaltene Rasse der gräßlichen Familie gelangt.

Niemand hatte um die Abstammung jener Eingeschmugelten gewußt; man glaubte, sie sei von altungarischem Adel aus der Türkenzeit, so täuschend spielte sie die grande dame.

Zwischen Hector und Adelaide aber war infolge dieser Entdeckung eine so heftige Erkältung eingetreten, daß beide Ehegatten einen kolossalen Schnupfen davontrugen. Bald war ihre beiderseitige Verschnupftheit der beliebteste Unterhaltungstoff bei allen Thees und Soupers und die große Gesellschaft, wohl erfahren und schluß- und schlagfertig in der Beurtheilung jeder Art von Familienübeln, hatte gar bald die Diagnose dieses neuesten Unbehagens gefunden. Indes fiel am fürstlichen Kaminfeuer die Temperatur so rapid, daß die Diener mit aufgeschlagenem Rocktragen, die Rosen zähneklappernd und nie ohne Gänsehaut durch die Ränne des fürstlichen Palastes huschten.

Adelaide aber hatte keine Ahnung von der verhängnißvollen Entdeckung ihres Gemahls und konnte sich seine immer mehr zunehmende Entfremdung nicht erklären. Oft ertappte sich die Aermste dabei, wie sie mit einem nicht zu schildernden Blicke in den Spiegel nach ihrem Herzen griff, dessen sich oft ein Kältegefühl bemächtigte, als wäre es auf Granit eis gesetzt.

So unglücklich Hector auch war, so war er doch auch

zartfühlend genug, seine Gattin nur ahnen zu lassen, wie unwürdig sie seiner Hand und seiner Liebe sei; sie, aus deren Adern das vulgäre rothe Zigeunerblut in Melange mit dem echten Blaublut seiner Ahnen — entsetzlich — domherrnstrumpffarbig auf einen Erben übergehen könnte!

Als sie eines Abends am roth flackernden Kaminfeuer saßen, dessen gemeine Farbe durch einen blauen Kristallschirm gemildert werden sollte, rief der eben hieraus resultirende Beilchenschimmer jene fatale Kette von Schläffen wach. Dadurch aufs Aeußerste erkältet, empfahl sich der Fürst mit von Heiserkeit umflorter Stimme seiner Gemahlin, und, im Vorzimmer angelangt, griff er mechanisch nach einem Rocke, um sich zu erwärmen.

Der Rock muß wohl darnach gewesen sein; denn als Se. Durchlaucht den Corridor entlang nach seinen Gemächern schritt, wurde es ihm warm — warm bis ins Herz hinein. Unerpöcklich sieht er, wie aus dem Boden gestampft, einen Kutscher oder dergleichen in der Pivree seines Hauses vor sich stehen; ein Individuum mit einem echten Jockey-Gesichte, einer so frappanten Pferdekopf-Physiognomie, daß der Fürst sofort entschlossen war, es zu seinem Leibpiqueur zu machen. Er streckt den Arm aus, um sein Gegenüber am Rockknopfe zu fassen; da bemerkt er auf demselben das Wappen seines Hauses, den gehörnten Pferdekopf mit der Fürstenkrone darüber; seine Hand aber durchzuckt bei der Berührung dieses Knopfes ein eisiges Gefühl; er läßt ihn mechanisch wieder los, um den Mann, der ihm noch immer stumm und blöd ins Antlitz starrt, am Rockfragen zu fassen. Aber er fühlte in seiner Hand statt des warmen, wolligen Stoffes eine eiskalte Fläche. Entsetzt fuhr er zurück; sein wohlpomadisirtes Haar versuchte sich zu sträuben, erwies sich aber angesichts einer so befremdlichen Situation zu dem angedeuteten Experimente zu schwach.

Wort- und bewegungslos auf das Phantom hinstarrend, kam der Fürst endlich zu der allerdings beruhigenden Erkenntniß, daß er es — mit seinem eigenen Spiegelbilde zu thun habe.

Er schlug eine helle Lache auf und stürzte, um sich vor dem gespenstigen Spiegel zu retten, der das erlauchte Bild eines Fürsten aufnahm, um das eines Reitknechts zu reflektiren, zur erstbesten Thüre hinein, die er offen fand. Aber was erblickte er da!

War es der eben überstandene Schreck, war es das Erstaunen über den sich ihm bietenden Anblick: seine Stimme war wie eingefroren, kein Laut kam aus seiner Kehle. Vor ihm stand die Rose der Fürstin in der Fülle ihrer Reize, ohne irgendwelchen Schutz vor der im Hause herrschenden Kälte und vor den Blicken des fürstlichen Gebieters. Plötzlich fühlte er sich von mächtigem Mitleid erfaßt für dieses offenbar dem Erfrieren nahe Kind und schloß es voll hochherziger Rettungsabsichten an seine Brust, auf daß es daselbst erwärme.

Die Ueberraschte verbarg lose fichernd ihr Antlitz an Hector's Brust und ergab sich mit dem sehr beliebten Ausrufe: „Sie Schlimmer!“ in die durchlauchtigste Umarmung.

*

Welchen Zauber strömte diese, den untersten Schichten der Gesellschaft entsprossene Schöne auf das edle Fürstenherz aus, das unter dem drapfarbigen Kutscherrocke vor Kurzem noch so blaublutmäßig pochte?

Heißer und heißer quoll es ihm nach Kopf und Herzen, und im Uebermaße echt fürstlicher Herablassung preßte er einen Kuß auf die hoch entwickelten Reliefs, wobei ein Wonneseufzer seinem Busen entfloß.

Aber oh Verhängniß!

In diesem Augenblicke erschien in der Thüre eine Wolke von Tüll und Spitzen, ein ersterbendes Echo seines eben ausgestoßenen Seufzers durchbebte den Raum, und mit diesem Hauche war das Bild auch schon wieder verschwunden.

Unglückliche Adelaide!

Unaufhaltsam floh sie durch ihre Gemächer, öffnete, in ihrem Boudoir angelangt, den Schreibtisch, zog eine Schublade heraus, drückte auf eine verborgene Feder; in dem Geheimfache, das sich ihr nun aufthat, lag wohlverwahrt ein schon vergilbter Brief. Diesen durchlas sie mit einem Ausdruck tiefster Enttäuschung auf dem vergeistigten Angesicht und fügte dann mit eigener Hand noch einige Zeilen daran.

Sich reich mit Diamanten und Perlen schmücken, eine halbe Million an Juwelen in einer kleinen Kassette zu sich stecken, einen kostbaren Pelz um die zarten Glieder schmiegen und in das — Arbeitszimmer ihres Vaters eilen war für sie das Werk weniger Minuten.

Dasselbst nahm sie die Schlüssel zur feuerfesten Cassette Nr. 6 aus dem nur ihr bekannten Verstecke, schloß auf und füllte der Tausend-Mark-Noten so viele in alle Hohlräume an Körper und Gewandung, daß ihre sonst so ätherische Sylphiden-Gestalt in wesentlich veränderten Details der ihrer Zofe zum Verwechseln ähnlich ward. Dann legte sie den Brief auf den Tisch und mit dem Ausrufe: „Nun, Glender, bleib mit Deinesgleichen!“ entsagte sie dem Fürstenglanze ihres Daseins und entfloß.

Indeß fand es der Fürst endlich für gut, sich zurückzuziehen, um einen erquickenden Schlaf zu thun.

Als er Morgens um 12 Uhr erwachte, dachte er über seine gegenwärtige und zukünftige Situation nach. Der Leibrock seines Kutschers erinnerte ihn an sein gestriges Abenteuer, und er, Fürst Schroffershausen, konnte nicht umhin, sich zu gestehen, daß es ihn im Noche seines Dieners und bei der Zofe seiner Frau ganz merkwürdig angeheimelt hat, ihn, den Fürsten Schroffershausen!

Während er seinen Scharfsinn vergeblich anstrenzte, jenes Behagen mit seinem Range in Einklang zu bringen, bemerkte er auf einem Buche Darwin's, worin er jeden Morgen angestrengte Stammbaum-Studien zu machen pflegte, einen Brief, die zarte Handschrift der Fürstin auf einem Blatte ordinärsten Papiers.

Er entfaltete das Papier und las:

„Glender! Sie haben sich als echter Sohn Ihres Vaters bewiesen. Wir sind geschieden.“

„Der Sohn meines Vaters — ist das ein Lob oder ein Tadel?“ Der Fürst wußte es nicht zu deuten. Unwillkürlich drehte er das Papier und las.

Was stand da mit groben Zügen und noch gröberem Orthographie-Fehlern?

Er las:

„Gnedige Frau Fürstin!

Wen heite der gnedige Her Fürst in Theater is, kome ich hinauv. Ihr treier Johann.“

Und darunter seiner Mutter Handschrift:

„Ich erwarte Dich, lieber Johann. Deine Dich liebende und durch Dich beglückte
Karoline.“

Vor den Augen des Fürsten wurde es roth — blutroth. Vierzig Jahre seines Lebens hatte er sein Blut für blau, vom reinsten Blau gehalten, und jetzt! — Entsetzlich!

Jetzt wußte er auch die dunklen Worte jenes Johann Teußl zu deuten, die er als Knabe nicht verstanden hatte: Als die Fürstin-Mutter nach dem Tode des alten Fürsten die Condolenzbesuche der vornehmen Welt empfing, gratulirte man ihr, daß sie endlich von dem langjährigen Siechthum ihres Gemahls erlöst sei, und konnte sich nicht genug wundern, daß das Söhnchen so kräftig gerathe. „Ja, mit Gottes Hilfe,“ sprach die edle Dame. „Nein, mit der des Teußls,“ versetzte sehr zur Unzeit der inzwischen zum Kammerdiener avancirte Johann Teußl dreist.

Also darum — darum! Und er war der Sohn. — Er konnte den Gedanken nicht ausdenken, er schauderte. Ein sechzehneudiges Geweih hing über dem Bilde seines Vaters; lange lange starrte er es an und ihm schien es in diesem Augenblicke unmittelbar aus dessen Stirne emporzuwachsen.

Hochsommerlieder.

I.

Zierlich ist Dein Gang, mit Grazie
Wiegest Du Dich in den Hüften
Und auf hundert Schritte riechst Du
Nach Pinaudschen Blumendüften.

Auch Du duftest wie im Frühling,
Wollust strömt aus Deinen Poren
Und Dein Busen woget heftig.
Ach wie bald bin ich verloren.

Wende Deine Augen von mir,
Denn es wäre doch nicht günstig,
Wenn ich auf der off'nen Straße
Deinetwegen würde brünstig!

II.

Rothe Perlen der Korallen
Umwogen Deinen Nacken leise,
Wogen auf den weißen Schultern,
Drehen zierlich sich im Kreise.

Schneebedeckte Hügel ragen
Aus des Busentuches Bispel.
Rosenroth auch zwei Korallen
Krönen jener Berge Gipfel.

Und ein weißer Gletscherabgrund
Starret tief mich an,
Und in meinem Herzen spricht es:
Kind, wär' ich Dein Mann!

W. S.



Rosenwelt.

— Lisette, wenn der gnädige Herr nach Hause kommt, sagen Sie ihm, ich sei in die Frauenvereins-Sitzung gegangen.

— Ich verstehe, Madame; und wohin gehen Sie in Wahrheit?

*

Herr Adolf, der neue Zimmerherr, benützt gleich nach seinem Einzuge einen günstigen Augenblick, um dem Stubenmädchen einen tüchtigen Schmaß zu applizieren.

— Aber junger Herr, bittet die Kleine nach der ersten Ueberraschung, sagen Sie nur nichts der gnädigen Frau davon; sie ist eine schrecklich neidische Person!

*

Frau K. tritt in dem Augenblicke in das Zimmer ihrer Freundin, der Frau M., wo diese einige Sottisen ihrer Zofe über sich ergehen läßt.

— Ich begreife nicht, wie Du Dir solche Dinge gefallen lassen kannst!

— Mein Gott! was thut man nicht um des lieben Friedens willen?

*

- Ich habe meinen Platz verlassen.
- Weshalb? Der gnädige Herr hat mich geküßt.
- Ah! Das hat Dich so sehr genirt?
- Mich nicht, aber die gnädige Frau.

*

Schwiegermutter.

Herr J. rennt im Galopp durch die Straßen, bis ein Freund ihn anhält.

— Pardon, mein Lieber, ich habe eine dringende Bestellung für meine Schwiegermutter zu machen.

— Für Deine Schwiegermutter? Und dieser Eifer!

— Nun ja, ich muß ihr Leichenbegängniß bestellen.

*

Eine Frage an das Schicksal.

Die kleine Frau M. in tiefes Nachdenken versunken:

— Mein Gott! Wenn es Aerzte-Gehilfen, Notars-Gehilfen, Assessors-Gehilfen gibt, warum sollte es nicht auch Gatten-Gehilfen geben?

*

Abgeführt.

Herr Hillemann macht dem schönen Fräulein Märchen auf Tod und Leben den Hof.

— Ach, Märchen, rief er neulich begeistert aus, Sie können sich nicht denken, wie sehr ich Sie verehere! Für Sie wäre ich zu jedem Opfer bereit!

— Wirklich? Nun, dann heirathen Sie meine ältere Schwester, damit auch ich bald an die Reihe komme.

*

Chefragen.

Frau M. quält Herrn Rudolf mit ihren Fragen.

— Warum heirathen Sie nicht?

— Ich möchte, aber ich kann nicht.

— Finden Sie keine Frau, die Sie lieben könnten?

— Ich habe sie schon gefunden.

— Gefallen Sie ihr nicht?

— Wir beten einander an.

— Nun, warum heirathen Sie sie nicht?

— Weil sie schon einen Mann hat.

*

Eine Vergeßliche.

Ballet-Nettel am Morgen beim Aufstehen:

— Mutter, ich bin so vergeßlich; wen lieb' ich denn heute?

*

Der Heirathsvermittler.

Bei Herrn K., der seine deroutirten Finanzen durch eine reiche Heirath restauriren möchte, erscheint ganz à propos der Heirathsvermittler Weinstein.

— Endlich etwas für Sie, gnädiger Herr!

— Wie viel Mitgift?

— Hunderttausend Mark, und jung! und gebildet! und schön! Eine Venus!

— Ist sie Wittwe oder Mädchen?

— Mädchen mit bloß — einem Kinde.

*

Aus der Schule.

Der Lehrer: Isidor Teitelbaum! Wenn Du groß wärest und 3000 Mark hättest und ein Haus um 15,000 Mark kaufen wolltest, was brauchtest Du da noch?

Isidor Teitelbaum: Eine reiche Kalle!

*

Gemüthlich.

Herr K. kommt zu sehr ungelegener Zeit nach Hause und trifft einen Anbeter zu Füßen seiner Frau.

— Herr! schreit der moderne Othello, Sie müssen sterben oder — diesen Wechsel auf 5000 Mark unterschreiben.

Der Seladon unterschreibt galant den Wechsel, verbeugt sich höflich vor dem Gatten und meint:

— Jetzt darf ich doch wohl da bleiben?

*

Aerzte.

Herr M., Grabsteinhändler, kajolirt sehr eifrig dem Doktor Pillensfer.

— Lassen Sie gut sein, sagt der Arzt, ich praktizire nicht mehr.

Eine Tugendhafte.

Von P nn.

Die Baronin Langheim war mit ihrem Gatten erst seit acht Tagen auf ihrem Landgute Sterzing angelangt und sah sich schon in die Nothwendigkeit versetzt, nach der Residenz zu fahren. Da die Hauptstadt auf der Eisenbahn binnen anderthalb Stunden zu erreichen war, sollte man meinen, daß das Ungemach einer so kurzen Bahnfahrt doch nicht so schrecklich wäre. Allein, wenn man sich endlich auf dem Lande behaglich eingerichtet und seine lieben, zwanglosen Gewohnheiten wieder aufgenommen hat, unter anderen die, daß man sich einfach kleidet, daher auch alle Stadt-Toiletten wohl verschlossen sind: dann ist es keineswegs angenehm, mitten in den Hundstagen in einen Eisenbahn-Wagen zu steigen. Und warum mußte die Baronin sich zu diesem Opfer entschließen? Weil Madame Mandine, die große Schneiderin auf der Ringstraße, nicht Wort gehalten hat. Sie hatte versprochen, acht Haustoiletten zu liefern und hatten deren nur sieben geliefert! Und gerade die schönste fehlte! Ein wunderbares Deshabillé von rosa Surah mit moosfarbenem Satin-pluche gepuzt. Die Geschichte komplizierte sich noch dadurch, daß Madame Mandine — wie sie schrieb — nicht wußte, ob die Spizenvolants in zwei oder in drei Absätzen anzubringen seien. Diese schwierige Frage konnte die Baronin allein mit ihrem unvergleichlichen Geschmac, und zwar nur an Ort und Stelle entscheiden.

— Eine recht langweilige Person! hatte die Baronin ausgerufen. Aber schließlich hat das Leben seine Forderungen.

Und da ist sie nun unterwegs nach Wien, reizend mit ihrem breiten Gartenhut, der über und über mit Alpenblumen und Edelweiß gepuzt ist. Der Baron hatte freilich ein böses Gesicht gemacht, als man ihm diese plötzliche Reise ankündigte. Aber, mein Gott! wenn man immer auf die bösen Gesichter des Barons achten wollte! . . .

— Meine theure Elfriede, sagte er, ich finde, daß sieben Haustoiletten vorläufig genügen; es gibt doch nicht mehr Tage in der Woche. Diese Reise ist ein Unsinn!

Ein Unsinn! Das war nicht lebenswürdig vom Baron. Ein Stilleben will er führen, keine Gesellschaften empfangen, sich vom Stadtleben erholen und so weiter. Oho! was glaubt er denn? Kann man mit sechsundzwanzig Jahren auf die nothwendigsten Dinge verzichten, und wäre es auch auf dem Lande? Unerhört, dieser Rudolf! Aber, wenn er erst sehen wird! . . .

Ich weiß nicht, an was die schöne Elfriede denkt, während der Zug dahineilt; aber sie beginnt plötzlich zu lächeln und dieses Lächeln bringt zwei reizende Grübchen in ihren Wangen zum Vorschein, so daß der alte Herr, der ihr gegenüber sitzt, aufhören muß, seine Zeitung zu lesen. Fürwahr, es sollte verboten sein, mit solchen Grübchen in den Wangen auf Reisen zu gehen.

Endlich kommt man in Wien an. Diana gestattet, daß der alte Herr ihr beim Aussteigen behilflich sei und dankt ihm mit einem Lächeln, das ihn in große Verwirrung bringt. Dann verläßt sie den Bahnhof, um einen Fiaker zu nehmen. Allein, in dem Augenblicke, da sie in den Wagen steigen will, geschieht

etwas Unerhörtes. Einer jener fehrbesenbewehrten Männer, welche die Stadtverwaltung bezahlt, damit sie in den Straßen einigen Koth machen, wenn der Himmel längere Zeit zu regnen vergessen, sendet der Baronin eine volle Breitseite zu, — just auf die herrlichen Strümpfe von lila Seide, die sie zu ihrem hellen Batistikleide gewählt hat.

Ein Unglück! eine wahre Katastrophe! Die Baronin trifft sehr verdrossen in ihrem Hause ein, das in sommerlicher Stille und Verlassenheit liegt, und beginnt ein anderes Paar Strümpfe zu suchen. Aber, Du gütiger Himmel! Die Kammerfrau hat Alles verpackt. Soll sie die nassen, schmutzigen Strümpfe behalten? . . .

Endlich, nachdem sie alle Kästen und Kommoden, die ihr zugänglich waren, durchstöbert hatte, fand die Baronin ein Paar weiße, durchbrochene Strümpfe, wie man sie in der guten alten Zeit getragen und von welchen Nestroy sang:

„Die weißen Strümpf' begeistern mich,
Die schwarzen thun es nicht . . .“

Der große Komiker fügte noch in Prosa hinzu: „Wenn mir eine Fürstin ihre Gunst in schwarzen Strümpfen schenken wollte — ich müßte „Dank schön!“ sagen; denn schwarze Strümpfe vermag ich nicht.“

Ach, die Zeiten haben sich sehr geändert; heutzutage sind es die weißen Strümpfe, die nicht begeistern und das letzte Stubenmädchen verschmäht sie. Darum stand denn auch die Baronin Langheim eine Weile zögernd mit den weißen Strümpfen in der Hand. Bah! keine Kaze ist mehr in der Stadt; das Kleid ist lang, Niemand wird diesen Verstoß gegen die Mode bemerken.

Und die Baronin zieht tapfer ihre weißen Strümpfe an, dann betrachtet sie sich neugierig im Spiegel. Nun denn, unsere Väter hatten nicht so ganz Unrecht; das mit einem weißen Strümpfe knapp bekleidete Bein nimmt eine Marmorweiße an, die den Beschauer sehr nachdenklich und begierig macht. Allein, die Gewohnheit ist eine solche Macht, daß die Baronin ganz beschämt rasch den Rock herabfallen läßt, um diesen schrecklichen Anblick zu verbergen und sich auf den Weg macht, um die hochwichtige Berathung mit Madame Mandine abzuhalten.

Das Wetter ist herrlich; die ganze Stadt ist in Sonnenlicht getaucht; die Leute wandeln wie in einem Goldstaub umher. Dazu streicht ein leises Lüftchen durch die Straßen, das angenehme Kühlung bringt. Mit flinken, frohen Schritten geht Elfriede über das Asphalt-Pflaster dahin und freut sich des Lebens. Der Stadtpark mit seinem dichten, fatten Grün ist wunderschön; die Fontaine auf dem Opernplatz läßt ihr Wasser in das breite Marmorbassin plätschern; alle Welt ist so heiter, so vergnügt.

Ist's die Luftveränderung, ist's die Enthaltbarkeit der letzten Tage: Frau Elfriede weiß es nicht, aber sie fühlt ihr Herz so voll, so voll . . . daß es von zärtlichen Gefühlen schier überströmt; es beginnt ihr heiß zu werden und der offene, frische Mund scheint einen andern Mund zu suchen. Sie kann es sich nicht verhehlen: sie ist in einem Seelenzustande, wo der nervöse Leib zu jeder Thorheit bereit ist und sich dem ersten Verliebten sozusagen von selbst anbietet.

— Was ist mir denn heute? murmelt die Baronin.



— Nur keine Vertraulichkeiten vor aller Welt, Du Auerfättlicher!

Oh, Rudolf, Rudolf! Du trägst die Schuld und Du würdest verdienen . . .

Plötzlich stößt sie einen leisen Schrei der Ueberraschung aus; sie steht dem schönen Dragoner-Oberlieutenant Prinz Wartenfels gegenüber, der mit seiner Reitgerte unter dem Arm, den Mikado-Walzer pfeifend, die Straße daher tändelt.

— Was sehen meine glücklichen Augen? Die schönste und eleganteste Frau von Wien mitten im August auf der Ringstraße!

Und er drückt die Händchen, die sie ihm freundlich überlassen hat, daß sie vor Schmerz aufschreien möchte, wenn es ihr nicht so wohlthäte.

— Ja, ich bin auf einen Tag nach Wien gekommen, weil ich Verschiedenes hier zu besorgen habe.

— Allein? Ja allein.

— Ach, Elfriede, Elfriede! rief der Prinz begeistert aus; — das ist des Schicksals Fügung. Es schickt Sie mir in den Weg, damit wir eine Versöhnung besiegeln, die schon längst zwischen uns hätte stattfinden sollen. Ich war ein wenig flatterhaft, Sie waren ein wenig kokett, aber im Grunde hörten wir doch nie auf, einander zu lieben. Erinnern Sie sich unserer lieblichen Zusammenkünfte in meiner Wohnung . . .

— Ach, schweigen Sie, mein Freund! rufen Sie diese fernen Erinnerungen nicht wach . . .

— Kaum zwei Jahre sind's, anbetungswürdige Elfriede, und ich bin wahrlich unschuldig, wenn ich seither in diesem tollen, großstädtischen Leben keinen ruhigen Augenblick gefunden habe, um meine Vertheidigung bei Ihnen vorzubringen und Ihre Gnade für mich zu erflehen. Meine Wohnung ist noch wo sie war, in der Nibelungen-Gasse, hundert Schritte von da . . . Wollen Sie einen kleinen Besuch bei mir machen, wie ehemals? . . . Sagen Sie ja! Nun so sagen Sie doch ja!

Die Baronin schaut den Oberlieutenant an; er ist noch immer ein hübscher Junge mit seiner Gassenjungen-Physiognomie und seinem aufgewirbelten blonden Schnurbärtchen. Unter der Einwirkung dieses so heißen, so leidenschaftlichen Blickes fühlt sie sich von einem Fluidum durchströmt, das schon fast das Vergnügen ist. Schon hat sie einen Blick nach der Richtung der Nibelungen-Gasse geworfen; sie fühlt sich wie unwiderstehlich hingezogen zu diesem kleinen Neste, wo sie so köstliche Stunden verlebt; schon öffnet sie den Mund, um das so sehnsüchtig erwartete „Ja“ auszusprechen, als sie plötzlich, in einem Aufblitzen des Gedächtnisses sich einer schrecklichen, ungeheuren, unmöglichen Sache erinnert: Sie hat weiße Strümpfe an!

Was würde der Prinz von ihr denken, der gewohnt ist, sie als die Königin der Mode zu betrachten? Sie ist von einer heftigen Bewegung ergriffen und zögert . . . aber nur einen Augenblick. Ist es nicht dumm, wegen einer so wichtigen Ursache das Glück einer himmlischen Stunde zu verlieren? für immer einen Liebhaber zu entmuthigen, der vielleicht einige Fehler hatte, aber andererseits durch seltene Eigenschaften glänzte? . . . Aber konnte sie andererseits in seiner Achtung sinken, von dem Piedestal herabsteigen, die gute Meinung eines Mannes vom besten Geschmack, der er war, verscherzen? Nein, niemals!

Und die Baronin erwiderte mit dem ganzen Stolze einer beleidigten Frau:

— Mein Herr, was vorbei ist, das ist vorbei; ich liebe meinen Mann und mein Ehrgefühl gestattet mir nicht, solche ungeziemende Reden noch länger von Ihnen anzuhören. Leben Sie wohl!

Sprach's und wandte ihm den Rücken, um sich zu Madame Mandine zu begeben.

Vom Ewig-Weiblichen.

In einem Punkte gleichen alle Frauen ihrer Urmutter Eva: alle möchten den Geschmack der verbotenen Frucht kennen lernen.

*

In jeder Frau ist die Fähigkeit zu lieben vorhanden; es ist Sache des Mannes, diese Fähigkeit zu entdecken.

*

Die Frauen ändern ihre Ansichten über Liebe nach ihrem jeweiligen Anbeter.

*

Es gibt Frauen, die auch dann lügen, wenn sie schweigen.

*

Eine Frau kann Alles verzeihen, nur das Eine nicht, daß man ihr etwas hat verzeihen müssen.

*

Im Lustspiel endigen die Komplikationen mit der Ehe; im Leben beginnen sie mit der Ehe.

*

Der kühnste Anbeter kann von seiner Dame nichts fordern, an was diese nicht schon gedacht hätte.

*

Den Frauen ist es anfänglich schwer zu lieben; später ist es ihnen schwer, nicht zu lieben.

*

Um manche Frauentugend zu besiegen, genügt — ein Angriff.

*

Die Frauen erschöpfen in ihrer ersten Liebe nur selten ihre ganze Verstellungskunst. Sie sind vorsichtig und denken an die Zukunft.

Die Erscheinung.

Von Catulle Mendès.

I.

Ach, wer die lebenswürdigen Bekenntnisse belauschen könnte, die unter Freundinnen beim 5 Uhr-Thee flüsternd ausgetauscht werden, nur zuweilen unterbrochen durch einen Schluck von dem durch Rum gestärkten hellbraunen Naß, oder durch einen Zug an der duftigen Zigarette! Die Spitze der eleganten Stiefelchen, die ihre schmalen Füßchen bekleideten, auf ein Tabouret stützend und mit wonnigem Behagen den süßduftigen Rauch der Feresli durch das Näschen blasend, gestand die schöne Frau von Rocas bei einer solchen Gelegenheit, daß nicht Alles erfunden sei von den Gerüchten, die über sie in Umlauf waren. Mehr als einmal sei sie schwach geworden jungen Leuten gegenüber, die vor ihr auf dem Teppich des Boudoirs knieten; und ein leises Zittern der Augenlider während dieses Bekenntnisses gab zu verstehen, daß in das Bedauern wegen ihrer süßen Fehltritte sich nicht die geringste Reue mengte.

Die Gräfin Cercy-Vatour bewies eine noch weiter gehende, noch weniger zurückhaltende Offenheit; sie liebte, jawohl sie

liebte den rothbärtigen, riesig gebauten ungarischen Künstler, der in den Abend-Unterhaltungen der vornehmen Kreise mit seinen behaarten Fingern die Saiten der stärksten Grand-Flügel siegreich bearbeitet. Sie gab willig zu, daß die Bewunderung einer solchen Kraft mit ausschlaggebend war bei ihrer Neigung für diesen Künstler. Auch sei es möglich, daß sie manchmal, nach Mitternacht, dicht verschleiert, in Gesellschaft eines verschwiegenen Freundes, der nicht im Geringsten dem rothbärtigen Musik-Künstler gleich, die Treppe eines jener Nacht-Restaurants erstieg, wo das Souper bis zum hellen Morgen zu dauern pflegt. Denn gestehen wir es nur trotz aller Schicklichkeit: es ist lieblich, seinen Mund dem wonneheischenden, zärtlichen Verehrer zu überlassen und es wäre fürwahr traurig, ohne Liebe dieses stürmische Meer zu durchschiffen, das man Leben nennt.

— Aber Sie, sagte die Gräfin dann zur kleinen Francine von Luciol gewendet, — Sie hüten sich vor den zärtlichen Schwächen. Die großstädtische Klatschsucht, so erfinderisch und so boshaft sie auch sei, hat an Ihnen niemals etwas zu tadeln gefunden. Ihnen darf kein Verdacht nahe kommen. Nicht wahr, Liebste?

Francine von Luciol, die jeden Augenblick erröthet, weil ihre Züchtigkeit leicht verletzt wird, bebte zusammen und fühlte das Blut in ihre Wangen steigen — ein Blümchen Rührmichnichten, das sich in eine Haiderose verwandelt —; dann sprach sie mit ihrer feinen, hellen Kinderstimme:

— Es ist wahr, ich bin mir meiner Pflichten bewußt; und würde ich auch nicht die Achtung meines Gatten und der Welt allem Andern voranzusetzen, so bin ich doch schon von Geburt an so veranlagt, daß ich nicht im Stande bin, den geringsten Fehltritt zu begehen. Ich will Euch nicht tadeln, will nicht den Stab über Euch brechen; ich bin eben nicht so wie die Frauen von heute, Das ist Alles. Es ist eine Verschiedenheit, die ich mir nicht zum Verdienst anrechnen will. Den ehelichen Treuschwur brechen, einem Geliebten überlassen, was nur dem Gatten gehören darf: dies scheint mir eine solche Ungeheuerlichkeit, zu der ich mich nimmer entschließen könnte. Ich bleibe rechtschaffen in ganz natürlicher Weise, ohne jede Anstrengung.

— Oh, wie bewundere ich Sie! rief Frau von Rocas.

— Indes, fuhr Frau von Luciol fort, indem sie die goldigen Locken von ihrer Stirne wie einen Schleier auf ihre Augen herabzog, — indes dürft Ihr nicht glauben, daß ich völlig unempfindlich sei für die Freuden, die Euch das Leben so angenehm machen, oder daß sie mir gänzlich unbekannt seien.

— Wie? was? rief die Gräfin Cercy-Vatour.

— Daß die Vereinigung zweier Münde ihr Liebliches hat, und daß man manchmal in die Lage kommen kann Seufzer auszustoßen, die nicht dem Leid entstammen: das weiß ich ebenso gut wie Ihr. Allein, ich habe ein Mittel erfunden, um die Süßigkeiten der Sünde zu genießen, ohne in Wirklichkeit eine Sünderin zu sein; ich genieße viel Liebe, ohne mich gegen meinen Mann zu vergehen.

Man kann sich wohl vorstellen, daß diese Worte das lebhafteste Erstaunen bei den beiden Freundinnen der ehrbaren kleinen Frau hervorriefen.

— Ein Mittel? Welches Mittel? Sage uns doch dieses merkwürdige Mittel!

— Ach, es wird mir schwer fallen, es Euch zu verrathen! Ihr wollt es durchaus wissen?

— Ohne Zweifel! Sprich rasch!

— Nun denn . . . ich . . .

Sie zögerte, krümmte sich in ihrem Lehnsessel, schloß verschämt die Augen und stammelte endlich:

— Ich . . . ich . . . berausche mich!

II.

Ein solches Geständniß war nicht darnach angethan, das Erstaunen der beiden tugendlosen Welt Damen zu verringern; und da sie in ihre Freundin drangen, ihnen die Sache aufzuklären, fuhr Frau von Luciol immer mehr erröthend also fort:

— Jawohl, ich berausche mich. Es ist die einzige Art, wie ich meine strengen Grundsätze mit den süßen Herzenspflichten in Einklang bringen kann. Wenn es mir widerfährt, daß ich in einer Unterhaltung mit einem jungen Manne, der meinem Herzen theuer werden könnte, mich in gefährlicher Weise erregt fühle, fliehe ich und verberge mich in dem Boudoir, wo selbst mein Mann nicht Zutritt hat. Hier stehen auf einem Tische Fläschchen von verschiedenen Formen und Farben, und wenn ich einige Tropfen getrunken habe, — Ihr wißt ja, daß einige Tropfen genügen, um mir das Bewußtsein völlig zu trüben — fühle ich in meiner Nähe, in dem Halbdunkel des parfümirten Gemaches, die liebenswürdigsten Trugbilder, welche die Sinne einer Frau gefangen nehmen und entzücken können, sich beleben, greifbare Formen annehmen. Ach, welch' süße Augenblicke verleve ich da ohne Gefahr und Verlust! und welche Wirklichkeit kann mit diesen Träumen verglichen werden? Es kann keine schöneren und zärtlicheren Liebhaber geben, als diejenigen, die ich mir da vorstelle; sie sind immer so wie ich sie haben will, da ich selbst sie schaffe, und ich kann Alles geben, ohne etwas zu gewähren. Ich bin wie die Sultanin eines eigenartigen Harems, in welchem die Favoritinnen eigentlich Favoriten sind. Aus allen Zeiten, aus allen Gegenden der Welt — je nach dem Getränk, das meine Laune gewählt hat — kommen tausend Liebhaber zu mir, von welchen jeder Einzelne mehr taugt, als alle Euren Anbeter. Habe ich an einem süßen spanischen Weine genippt, dann sehe ich einen wilden und zugleich anmuthigen Stierkämpfer vor mir niederknien, mit flammenden Augen und rothem, noch rauchendem Stierblut auf den Stieckereien seiner Jacke. Habe ich mit Rüdeshheimer meine Rippen benezt, dann liegt Hermann zu meinen Füßen und nennt mich zärtlich seine Dorothea, und ist so schüchtern, daß er es kaum wagt, meine Rippen zu berühren. Die Gluthen des Griechenweines erschließen ferne Landschaften vor meinen entzückten Augen und ich sehe Jünglinge, so weiß wie die Nymphen, aus den blauen Gewässern des Archipel aufsteigen. Trinke ich Sekt, so erfindet der Schaumwein tausend Thorheiten, begangen in Separatkabinetten, wo unzählige frühere Liebespaare mit den Diamanten ihrer Ringe ihre Namen in die Spiegel eingegraben haben.

— Das ist wunderbar! rief Frau von Rocas hell auflachend.

— Aber immerhin unvollständig, warf die Gräfin Cercy-Latour ein. Denn Du magst was immer sagen, Liebste, so gibt es doch gewisse Augenblicke, wo der schönste Traum die Wirklichkeit nicht ersetzen kann; und ein Liebhaber, den Du Dir nur einbildest, wird niemals im Stande sein . . .

— Darin täuschest Du Dich! unterbrach sie Frau von Luciol. Wenn ich mich entschließe, noch einige Tropfen mehr zu trinken, dann vollzieht sich eine wahrhaft unbegreifliche Sache; ich höre die Thüre aufgehen . . . und es erscheint ein Mann . . .

— Ein Mann?

— Von unvergleichlicher Schönheit . . .

— Ein wirklicher Mann?

— Ein leibhaftiger Mann, ich versichere Euch!

— In welcher Tracht? Ist's ein Stierkämpfer, ein deutscher Jüngling, ein Griechenknabe?

— Erlasset mir die Schilderung seiner Gewandung.

— In der That, unter solchen Umständen ist die Gewandung Nebensache, bemerkte Frau von Rocas.

— Wie immer die Kleidung auch sei, so ist die Erscheinung sehr liebenswürdig; und die Wirklichkeit der Umarmung ist eine solche, daß ich manchmal glauben würde, ich müßte mir Vorwürfe machen, wenn ich nicht sicher wäre, in dem Halbdunkel meines duftigen Gemaches allein zu sein. Und — schloß Frau von Luciol, ihre großen, treuherzigen Augen aufschlagend — es ist mir wirklich eine große Genugthuung, wenn ich aus meinen Träumen erwache, mir sagen zu können, daß ich mich nicht im Mindesten gegen meine Pflichten vergangen habe und nach wie vor eine untadelhafte Gattin bin!

III.

Solche Geständnisse unter Personen, die sich ohnehin wohlgeneigt sind, dienen natürlich nur noch zur Festigung ihrer Vertraulichkeit. Die beiden sündigen Welt Damen faßten eine sehr lebhaft zuneigende für die kleine Frau v. Luciol, die trotz ihrer eingebildeten Schwächen so tadellos tugendhaft war, und ihre Zärtlichkeit für sie ward mit jedem Tage tiefer und ergebener. So daß es sie sehr betrübe, als sie ihre früher so heitere, frohsinnige Freundin allmählig tieftraurig werden sahen, wie Jemanden, den ein schwerer Kummer bedrückt.

— Ei, Liebste, fragte eines Tages die Gräfin von Cercy-Latour, (dies war zwei Monate nach jenem Abende, an welchem die Geständnisse ausgetauscht wurden) was ist Dir denn widerfahren? warum überlässest Du Dich der Traurigkeit?

Francine de Luciol ließ das schöne Haupt sinken und schwieg.

— Berauschest Du Dich etwa nicht mehr? fragte die Andere mit leisem Richern.

— Doch, doch, ich berausche mich noch immer; allein . . .

— Allein?

— Allein, die Dinge gehen nicht mehr so wie vordem. Noch immer kommen in meiner Wahnvorstellung aus allen Zeiten, aus allen Ländern Verliebte zu mir, die zu meinen Füßen niederknien und mir zärtliche Worte zuflüstern; allein, die letzte Erscheinung, diejenige, die in ihrer Lebendigkeit am seltsamsten war: sie kommt nicht mehr!

— Ach, ist's möglich?

Nicht ohne tiefen Kummer, in der That, erfuhr die Gräfin Cercy-Latour diese Kunde; sie zeigte eine sehr theilnahmevolle Miene, als plötzlich ein kleiner Groom eintrat, um einen Besuch anzumelden.

— Schau! rief die Gräfin, hast Du nicht mehr den großen Kammerdiener, der einem jungen Riesen glich?

— Nein, ich habe ihn nicht mehr, schon seit zwei Monaten nicht, erwiderte Frau von Luciol, ihre blauen, treuerzigen Augen erhebend, in welchen die Ruhe des lauterer Gewissens sich spiegelte.



An mein rauchendes Lieb.

Noch viel küßlicher als sonst
Scheint Dein süßes Mündchen mir,
Wenn Du mit den rothen Lippen
Eine Cigarette hältst.

Denn ich neide ihr den Platz. —
Und so ist es unabwendbar,
Daß bei meiner Eifersucht
Oft die Cigarette ausgeht.

Denn ich presse meine Lippen
Immerwährend auf Dein Mündchen;
Daß Du nicht zum Rauchen kommst,
Weil mich Eifersucht verzehret.

Ach, es steht Dir gar so eigen,
Wenn Du so Dein Mündchen spitze,
Einen Rauchring nach dem andern
Elegant entschweben läßt.

Ganz zurückgelehnt im Sessel
Liegst Du mit gekreuzten Beinen,
Und in dicke Wolken Rauches
Hüllst Du Dich vollkommen ein;

Bis ich endlich fürchte, daß Du
Im Gewölk mir gar entschwebest —
Bis von Deiner Gegenwart
Ich mich küßend überzeuge.

Heinz.



Die kleinen Schwänke des Herrn Cadet-Bitard.

Von Armand Silvestre.

VIII. Der Ausknacker.

I.

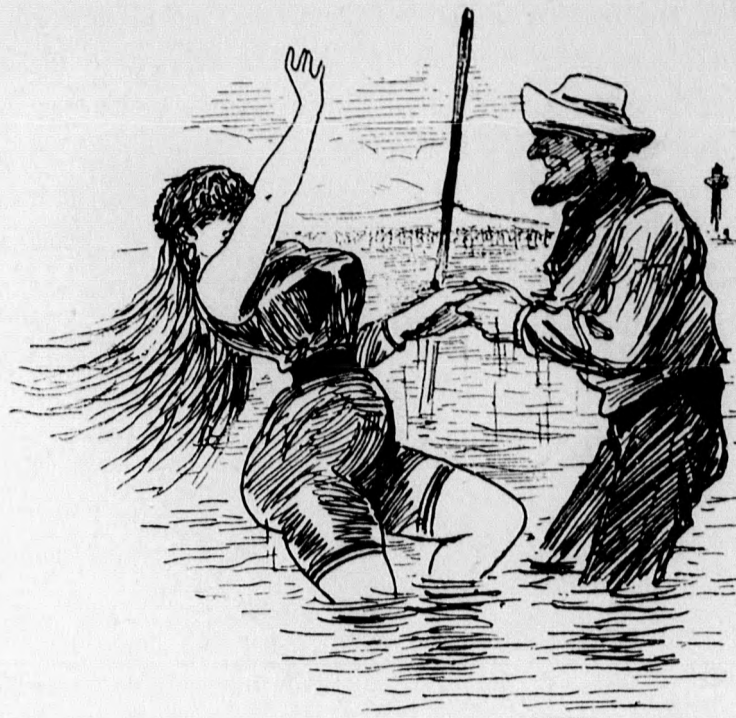
„Wenn Sie zwei Franken extra spendiren, meine Herrschaften, wird Fräulein Atschika — aber nur den Amateurs, und in einem prächtig eingerichteten Gemache — ein übernatürliches Wunder zeigen, das uns kein Künstler der Welt nachzumachen im Stande ist. Herrreinspaziert, meine Herrschaften!“

Und indem er dem Tambour und dem Hornbläser ein Zeichen gab, von neuem die Luft mit ihrem Getöse erzittern zu machen, hob Herr Turcamor, der Barnum der schönen Atschika, den Vorhang von verschossenem rothem Sammt, welcher das Heiligthum abschloß, halb in die Höhe und gab der ungeduldigen Menge ein Zeichen, daß sie eintreten könne. Ein halbes Duzend naiver Menschen folgte dieser lebenswürdigen Einladung. Die Anderen entfernten sich, zufrieden mit den übrigen programmäßigen Genüssen, welche ihnen für das gewöhnliche Eintrittsgeld zutheil geworden.

Und sie hatten Unrecht; denn diese Atschika war ein herrliches Mädel, eine Italienerin aus der Montmartre-Vorstadt, eine der seltensten und schönsten. Das Blut der lateinischen Race war lilienweiß auf ihrer Stirne und rosenroth auf ihrem Munde; Alles kündete ihre hehre Abstammung in den Zügen ihres Antlitzes und in den majestätischen Linien ihres Körpers. Ein wohlgefülltes Tricot, das sich nur knapp an die Formen zu schmiegen brauchte, um die edelsten Reliefs zu bieten, lieferte sie in einer relativen — ach, noch unzulänglichen — Nacktheit den forschenden Blicken dieser Schlingel aus, und alle Wonnen, die man der geheiligten Intimität der Liebe verdankt, wurden entheiligt in diesem Wesen, das für die ewige Anbetung der Poeten geschaffen schien. Nicht als ob ihr Antlitz von der Inspiration der Muse verklärt wäre. Im Gegentheil; eine offenkundige Blödsinnigkeit lag in diesen Sphinx-Augen, die nichts zu verbergen hatten, auf dieser schmalen Götterstirne, hinter der keine Gedanken wohnten, in ihrem ganzen Wesen, in welchem die göttlich-thierische, despotisch herrschende Materie



— Freundchen, die Mageren haben auch ihren Reiz!
 — Ach ja, am Freitag, nach sechs fetten Tagen.



— Nur Courage, mein Fräulein, es ist noch keine daran gestorben!
 — Ja, was meint denn der drollige Mensch!?

triumphirte. Ihre sehr schwarzen, an den Schläfen festliegenden Haare schienen da den Gedanken zu erdrücken. In den Augen lag ein Ausdruck thierischer Bosheit, der sehr liebenswürdig wirkte; der Bogenzug der Lippen verrieth einen gewissen Eigensinn. Sie war das wunderbare Thier, das selbst das Genie beherrscht, weil es das Sinnbild der geheimen Macht ist, mit welcher das ewige Verhängniß uns erdrückt.

Alle saftigen Rundungen der Jugend vibrirten in diesem Ensemble von drallen Reizen und unter der Sammhülle ihrer frischen Haut errieth man die mächtige Muskulatur, die sich in harmonischen Wellenlinien äußerte. Ihr Busen, der aus einem Leibchen von fleischfarbener Seide hervorquoll, schien aus rosig angehauchtem Marmor gemeißelt zu sein, und die Pracht zweier Hemisphären, welche die seidnen Höschen zu sprengen drohten, trat in schönen Wellenbewegungen zutage, wie man sie nur bei den großen Raubthieren sieht.

Wie alle Anderen ihresgleichen zeigte sie die Kleinheit ihrer Hände und Füße, gab ihr Alter und ihren Geburtsort an, ließ ihre festen Waden betasten und bat die Gaffer, wenn sie zufrieden wären, noch andere Gaffer herzuschicken.

Allein vor einigen Auserwählten, die vor einem Extrapfeffer von zwei Franken nicht zurückschracken, zeigte sie sich als eine ganz Andere. Die „Riesendamen“ haben sonst die Gewohnheit, uns zu versprechen, daß sie für einen kleinen Aufschlag auf das Eintrittsgeld uns ihr „Kätzchen“ zeigen würden; dann lachen sie uns aus, indem sie ein ekliges Nagenaas in Spiritus uns zeigen. Die schöne Atschika war gewissenhafter in ihrem zweideutigen Geschäfte. Man hatte zwei Franken zu entrichten, wenn man in ihr geheimes Laboratorium eintreten wollte; aber das Geld war dann nicht hinausgeworfen. Wie? man bekam . . . ? Nein, nichts dergleichen! Atschika war ein ehrbares Mädchen und überdies die Geliebte ihres Impresario Turcamor. Ihre Spezialität bestand darin, Nüsse zu knacken. Keineswegs präparirte Nüsse. Jeder konnte die Nüsse mitbringen; sie nahm die Nuß — und wäre es eine der härtesten

Sorte, zwischen die Hinterbacken, preßte diese zusammen und die Nuß war geknackt und konnte verspeist werden. Ein leises Beben ging durch den schönen Leib, krach! der Nachtschwarz war angerichtet. In dieser kleinen Unterhaltung lag nichts Unmoralisches. Man mußte sehr ungalant sein, um nicht sogleich anzubeißen und auszurufen: „O, wie köstlich schmecken diese Nüsse!“ Fürwahr, der Nußbaum dieser Dame muß sehr nahe bei dem legendarischen Baum des Paradieses geblüht haben.

II.

Der kleine Vicomte Adhémar von Besmavieille, der mit einer Schaar geschneigelter Pflastertreter seiner Gattung die Bude der schönen Atschika besucht hatte, war dermaßen entzückt von dieser kleinen gymnastischen Uebung, daß er in seinem Klub und allerorten wohin er kam, davon erzählte. Der kleine Besmavieille hatte großen Einfluß in der eleganten Welt. Die Nußknackerin auf dem Jahrmarkt zu Neuilly zu sehen war dermaßen zur Mode geworden, daß Meister Turcamor, der sein Handwerk verstand, den Eintrittspreis verdreifachte und das Extrageld für die intimen Produktionen der schönen Atschika auf fünf Francs erhöhte. Diese erhielt ein neues Tricot von echter Seide und ihre göttliche Schöne erstrahlte in neuer Pracht.

Seit langer Zeit schon hatte die schöne Wittwe Gräfin von Stripettes den Wunsch, in ihrem hübschen Hôtel am Park Monceau ein interessantes Fest zu geben. Eine kleine Ueberschwemmung in irgend einer Gegend des Landes bot gerade zur rechten Zeit den nöthigen Vorwand der Wohlthätigkeit. Der kleine Besmavieille war einer der Veranstalter des Festes und erklärte, die schöne Atschika müsse die *great attraction* des Abends werden. Ein Zelt mit einer Estrade wurde errichtet, um so genau wie möglich die Dekoration herzustellen, deren die schöne Atschika zu ihren Produktionen bedurfte. Turcamor forderte für seine Einwilligung einen hohen Preis. Er verlangte, daß er und Atschika, Beide natürlich in Balltoilette, nach der Produktion sich unter die vornehmen Gäste der Gräfin

mengen und an der Tafel der Hausfrau Platz nehmen dürfen. Allein, die elegante Welt ist es gewohnt, bei solchen Gelegenheiten sich ein wenig mit dem gemeinen Volke zu mengen, sonst wäre das Vergnügen kein vollständiges. Man fand die Idee des kleinen Besmavieille ausgezeichnet; die schöne Atschika hatte einen noch nicht dagewesenen Erfolg. Ein ganzer Saal voll Köpfe wurde geknackt; die Dienerschaft der Gräfin war auf ein Jahr mit Nachtsisch versehen.

III.

Es ist wohl überflüssig zu erwähnen, daß mein Freund Cadet-Bitard mit zu den Ausserkorenen dieses eleganten Festes gehörte. Allein, ungläubig wie der heilige Thomas, suchte er das Phänomen durch irgend einen Truc zu erklären; eine kleine Zange von feinem Metall, in den Falten des mächtigen Fleisches verborgen, oder irgend etwas Aehnliches mußte dabei sein. Dies war auch die Ansicht der berühmten Mechaniker Pétet und Bignolles, welche ebenfalls eingeladen waren. Cadet-Bitard ist ein kühner Bursche, wie man weiß. Er wollte Gewißheit haben über dieses Experiment, das seine Neugierde im höchsten Grade erregte. Dank der großen Quadrille, welche zwischen die Theater und Schaustellungen eingeschoben wurde, verbarg er sich hinter den Vorhängen, mittelst welcher das mysteriöse Boudoir der schönen Atschika hergestellt worden war. Als diese ihre Vorstellungen wieder aufnahm, steckte er leise den Kopf hinter ihr hervor; die mächtige Breite der Hüften der schönen Zauberin verbarg ihn völlig vor den Zuschauern. So näherte er sich, auf allen Vieren kriechend, der schönen Atschika immer mehr; nur der Kopf war draußen, den Rest seiner Person deckte der Vorhang; er war entschlossen ganz nahe zuzuschauen in dem Augenblicke, wo sie eine Nuß in den wunderbaren Nußknacker legen würde.

Ihm war, als ob ein leuchtender Punkt in der Mitte des majestätischen, lebendigen Schattens ihn betrachten würde. Das war ohne Zweifel das von ihm vermuthete Werkzeug. Er drang vor, drang immer mehr vor, so nahe, daß er unglücklicherweise ausgleitend, mit der Nase just in die Spalte eindrang, die seine Aufmerksamkeit so lebhaft gefesselt hatte. Durch einen plötzlichen und starken Druck schloß sich die Spalte und seine Nase war gefangen wie in einem Schraubstock. Eine unwiderstehliche Macht schleppte ihn, den noch immer auf den Knien Liegenden, in die Mitte der Bühne, wo das Erscheinen dieses seltsamen Gefangenen ein Mauern erschütterndes Geräusch der Zuschauer entfesselte. Der kleine Besmavieille fürchtete zu ersticken.

Die schöne Atschika, die keineswegs gutmüthig war und der ihr Herr und Gebieter Turcamor soeben eine abscheuliche Eifersuchts-Szene gemacht hatte, weil mehrere Unverschämte während der Quadrille es versucht hatten, das Geheimniß des Nußknackers zu ergründen, die schöne Atschika war also ganz in der Laune sich zu rächen und den Erstbesten, der sich eine ähnliche Vertraulichkeit gestatten würde, festzuhalten. Entzückt von ihrem Erfolge kannte sie keine Schonung und ließ den unglücklichen Cadet-Bitard, gleich einem Elephanten, den man am Rüssel führt, fünf- oder sechsmal in dieser lächerlichen Stellung die Runde machen, wobei sie triumphirend ausrief:

— So muß man die Männer an der Nase herumführen!

Dieser kleine Scherz gefiel den anwesenden Damen ganz ausnehmend gut.

Jetzt ließ die schöne Atschika plötzlich los und Cadet-Bitard fiel der Länge nach auf die Dielen hin, wobei er in ein dröhnendes Niesen ausbrach.

— So ergeht es Einem, wenn man überall die Nase hinstecken will, mein Junge! sagte Herr Turcamor in salbungsvollem Tone.

Die „Lyrischen Phantasien“ unseres Freundes enthalten keine Andeutung über dieses seltsame Abenteuer.

Caviar-Schnitten.

Kinder mund.

Die kleine Miti zu ihrer Mama:

— Mütterchen! Ich bin schon sechs Jahre alt und habe noch keinen Papa; Nachbars Eschen ist erst drei Jahre und hat schon zwei Papas. Wie kommt das?

*

Abgekühlt.

Ein alter Roué macht einer geistreichen, kleinen Frau sehr eifrig den Hof.

— Sagen Sie mir, unterbricht das Frauchen den faden-scheinigen Romeo, — war er nicht ein jüngerer Bruder von Ihnen?

— Wer, Madame?

— Zener Don Juan, dessen hundertjähriges Jubiläum neulich in der Oper gefeiert wurde.

*

Begreiflich.

Die kleine Zizi macht einen Einkauf und will mit einem Behnmarksschein zahlen.

— Die Note ist falsch, sagt der Kaufmann; man sieht es auf den ersten Blick.

— Ach, ich habe sie im Finstern bekommen, gesteht die Kleine.

*

Beruhigung.

Herr K., der die Jugendjahre längst hinter sich hat, spaziert mit seiner jungen Frau durch die Möbel-Ausstellung.

— Schau den schönen Kinderwagen, lieber Mann! Und wie wohlfeil! Dreißig Mark! Kaufe ihn doch, liebster Rudolf!

— Aber wozu denn, Adele? Wir haben doch keine Kinder!

— Das soll nicht Deine Sorge sein!

*

Schwierige Frage.

Herr Senftig macht sein Nachmittagschläschen, während Herr Hürtig sich mit Frau Senftig unterhält.

Plötzlich schlägt Herr Senftig die Augen auf, just in dem Augenblicke, da Herr Hürtig einen Kuß auf das Pätzchen der kleinen Frau drückt.

— Jetzt möchte ich nur wissen, ob ich zu früh oder zu spät erwacht bin? fragt sich Herr Senftig.

*

Vom Ballet.

Die prima ballerina Fr. Finette kommt etwas spät ins Theater.

— Oh, mein Gott! ruft sie verzweifelt, — binnen fünf Minuten soll die Vorstellung beginnen und ich bin noch nicht entkleidet!

Junge Mädchen.

Von Th. de Banville.



I.

In dem Parke eines schönen Schlosses bei Tours, am Ufer der Loire, umarmte die junge Frau Flavia Ariza, die soeben angekommen war, sehr herzlich ihre liebe Freundin, das Fräulein Josephine Chétaille.

— Ach, ich fürchtete, Dich gar nicht mehr wiederzusehen, so hartnäckig hat Dein Vater sich auf diesem Landstige eingenistet! rief sie. Endlich ist mein Mann, dem seine Bankgeschäfte keinen freien Augenblick mehr lassen, nach Constantinopel abgereist, wo er mindestens zwei Monate bleiben wird. Ich glaube, er will dem Padischah Geld leihen. Nun bin ich da und gehöre Dir ganz und gar. Wir wollen uns unterhalten, reiten, rudern, Theater spielen, die Klaviere in Trümmer hauen.

— Theater spielen? Nein, Das nicht, warf Josephine mit einem leisen Frösteln ein.

— Warum nicht? Das ist jetzt sehr modern! rief Flavia, und wir können Deinen Gästen keine bessere Verwendung geben, wenn sie uns Spaß machen sollen.

— Nein, sage ich Dir, nur nicht Komödien spielen, wiederholte Fräulein Chétaille; denn ich bin davon veräuscht, ich habe es satt bis über den Kopf, ich spiele Komödie vom Morgen bis zum Abend und habe leider mehrere Rollen zu spielen.

— Wo denn? fragte Flavia.

— Im Leben, erwiderte Josephine. Doch laß uns in diese Linden-Allee gehen, wo es Rasenbänke gibt, und ich will Dir mein abscheuliches Handwerk schildern. Erfahre zunächst, daß der junge Vicomte von Castéran da ist, den man mir zum Gatten bestimmt und den ich heirathen will sammt seinem Vater und seiner Mutter. Sie sind damit beschäftigt, mich zu studiren und ich — ich bin damit beschäftigt, Vicomtesse zu werden.

— Aber die Sache scheint mir ja ganz glatt. Du bist eine einzige Tochter und Dein Vater besitzt mindestens eine Million!

— Er besitzt deren mehrere, die er in seinem kolossalen Südfrüchtenhandel erworben. Um den Ursprung seiner Millionen vergessen zu machen, muß ich Vicomtesse werden.

— Das sehe ich ein, sagte Flavia treuherzig.

II.

— Meine künftigen Schwiegereltern, fuhr Josephine fort, haben immer in der Provinz gewohnt und daher ist ihnen Vieles unbekannt geblieben. Was den jungen Raoul von Castéran betrifft, der viele Schuhsohlen auf dem Pariser Pflaster abgenüßt hat, so ist er einfach ein Lebemann, verderbt und einfältig, dem es nicht schwer ist ein K für ein U vorzumachen. Indessen fürchte ich dennoch, daß diese Leute schließlich von den gepökelten Häringen und wälschen Rüssen Wind bekommen, aus welchen die Vergangenheit meines Vaters sich zusammensetzt. Darum muß ich mich ihrer vollkommen bemächtigen, damit es zu spät sei, wenn sie einmal nachzudenken beginnen.

— Nun, sagte Flavia, hast Du nicht dazu Deine schönen Augen, Dein rosiges Lächeln, den unendlichen Reiz, der genügen würde, Steine zu verführen?

— Ja, wenn Du willst, erwiderte Josephine: aber vor Allem habe ich mein Komödienspiel. Da jede dieser Persönlichkeiten ihre besondere Manie hat,

zähme ich sie durch meine verschiedenen Rollen, durch eine ganze Reihe von Verkleidungen. Der alte Graf von Castéran, der ehemals ein junger Oberst gewesen, ist ein leidenschaftlicher Freund der Lustspiele von Scribe, deren sämtliche Ausgaben er besitzt und die er immerfort liest, so daß er selbst die Couplets auswendig kennt. Seine Frau, die Hedwiga heißt und sich in lächerlicher Weise schminkt, will durchaus jung scheinen und möchte um keinen Preis von ihrer Schwiegertochter verdunkelt werden. Darum muß ich eine Malvina sein für ihn und ein Aschenbrödel für sie. Der Vicomte Raoul endlich, der gewohnt ist, sich angebetet zu glauben, will in dieser Illusion erhalten werden. Er glaubt vor Allem, daß er meine Millionen verzehren wird wie eine überzuckerte Mandel und ich bestärke ihn sorgfältig in diesem Glauben. Indes bereitet mein alter Freund, der Notar Frézier, einen Ehevertrag vor, der ihn in Erstaunen setzen soll, wenn ihm einst die Schuppen von den Augen fallen. Du wirst sehen, wie ich sie behandle und wie ich alle Scenen spiele, denn dieser Park ist die Bühne und ich spiele allein. Wenn Du ein wenig ausgeruht hast, komm wieder in den Park herunter und Du sollst eine Extra-Vorstellung haben — ohne Erhöhung der Preise.

III.

Eine Stunde später saß Frau Flavia Ariza, den ihr ertheilten Weisungen entsprechend, auf einer Rasenbank, hinter einem Dickicht von Rhododendron verborgen. Da sah sie die erste Persönlichkeit des Lustspiels erscheinen. In seinem knapp anliegenden, gut geschnittenen Rocke und mit seinem lock aufgewirbelten weißen Schnurbarte erinnerte der alte Graf Louis von Castéran noch immer an den jungen Obersten von ehemals. Er schritt ein Liedchen trällernd einher, als ein junges Mädchen ihm fast in die Arme lief. Mit einem Kleidchen von weißer Gaze und einer Schürze von blauer Seide mit Achselbändern angethan, die Haare glatt gekämmt, mit Ringeln an den Schläfen, hielt sie das Heft eines Gaze-Netzes in der Hand und jagte den Schmetterlingen nach. Sie hatte einen

allerliebsten rothen, goldgesprenkelten Falter gefangen und setzte ihre tolle Jagd fort, als sie plötzlich auf den Grafen stieß und betroffen inne hielt.

— Ach, Sie sind's, liebenswürdige Josephine, vom Eifer der Schmetterlingsjagd fortgerissen! Gestatten Sie jedoch, daß ich Sie einen Augenblick aufhalte, denn es ist immer ein Vergnügen, Sie zu sehen.

— Gern, erwiderte Josephine. Aber gestatten Sie, daß ich meinen Gefangenen in Freiheit setze, denn er hat gewiß eine Mutter.

— Ebenso gefühlvoll wie schön! rief der Graf galant. Aber dies sind doch wohl nicht Ihre einzigen Vergnügungen? Sie suchen sicherlich auch die lieblichen Erholungen, welche die schönen Künste uns gewähren?

— Ja; im Salon spiele ich bloß Klavier, wenn mein Vater es wünscht. In meinem Zimmer jedoch singe ich gern irgend eine Romanze und begleite mich selbst auf der Harfe. Dies rührt mich oft zu Thränen. Oder ich nehme ein Blatt Papier und Tusche zur Hand und treibe Blumenmalerei.

— Sie besuchen auch die Armen, sagte der Graf. Alle Ihre Geheimnisse sind uns verrathen worden.

— Ach, ich mache nicht viel Aufhebens davon. Aber ich denke, daß es für Diejenigen, denen die Freuden des Wohlstandes gegönnt sind, kein größeres Vergnügen geben kann, als die Thränen der Armen zu trocknen.

Der Oberst pflückte eine Rose und reichte sie Josephine mit vollendeter Galanterie.

— Mein schönes Kind, sprach er, ich greife in die Rechte meines Sohnes ein; aber ich bin zu entschuldigen, da ich Ihnen nur eine Ihrer Schwestern wiedergebe.

Damit entfernte sich der Graf frisch und fröhlich, und Frau Ariza, die einen Augenblick aus ihrem Versteck hervorgetreten war, hatte knapp so viel Zeit, um Josephine zu diesem fein gesponnenen Zwiegespräch zu beglückwünschen und wieder auf ihren Beobachtungsposten zu eilen, denn man mußte zur nächsten Scene übergehen und Josephine hatte es eilig, ihr Kostume zu wechseln.

IV.

Jetzt erschien die Gräfin Hedwiga, geschmückt, geschmiegelt, bemalt wie ein frisches Pastellbild, bekleidet mit einer Robe, die so großstädtisch war, als es bei einer Provinzdame nur immer möglich ist. Lächelnd spazierte sie einher, glücklich über ihre knapp sitzenden Handschuhe und ihren rothen Schirm, den sie gegen die Morgensonne ausgespannt hatte, als sie Fräulein Josephine Chetaille auf sich zukommen sah. Sie war jetzt in einen Kittel von dunklem Caschemir eingezwängt; ihr Haar war wie mit einem Nagel gekämmt und wie mit Asche bestreut; sie arbeitete an einem wollenen Kopftuche, wie man sie für die Armen strickt und handhabte die Stricknadeln so fleißig, als ob sie von dem Ertrag dieser Arbeit ihr Leben fristen müßte. Die Gräfin war entzückt, das Mädchen so unschön und schlecht gekleidet zu sehen und küßte sie auf beide Wangen.

— Nun, liebes Kind, rief sie, — wollen Sie noch immer nicht kokett werden?

— Wozu denn, Madame? entgegnete Fräulein Chetaille. Die Koketterie wäre gut für Sie, die Sie schön, liebenswürdig,

wunderbar jung sind, wenn Sie ihrer bedürften. Aber Sie wüßten nichts damit anzufangen, denn Ihre Toiletten nehmen in natürlicher Weise die Gluth Ihrer Augen und die Lieblichkeit Ihres Lächelns an; ein Band, das Sie schmückt, wird kostbarer denn ein Diadem. Da Sie mir die Gnade erweisen wollen, mit uns in Paris zu wohnen, werden Sie die Königin aller Feste sein; auf Sie werden in der Oper alle Ferngläser gerichtet sein und man wird Sie sicherlich für meine Tochter ansehen. Ich — schloß sie, die Augen senkend — ich tauge höchstens dazu, die Hauswirthschaft zu führen.

— Oh, Sie übertreiben, sagte die Gräfin Hedwiga. Ich versichere, daß Sie nur ein wenig Sorgfalt auf sich wenden müßten, um ganz annehmbar zu sein. Sie müssen nur ein wenig Selbstvertrauen haben und darüber will ich schon wachen. Aber sind Sie auch aufrichtig und schmeicheln Sie mir nicht?

— Oh, Frau Gräfin! rief Josephine; — die beste Schmeichelei bliebe doch immer, Ihnen die Wahrheit zu sagen, wenn ich nur die richtigen Worte dazu fände. Aber ist der Graf nicht eifersüchtig? Er wird sich ordentlich mit Sanftmuth wappnen müssen, denn Sie werden in Paris ohne Zweifel stark umworben sein.

— Adieu, Adieu! rief die Gräfin, die sich zu erröthen bemühte. Ich glaube das erste Läuten zum Frühstück gehört zu haben, und um Sie nicht allzu sehr Lügen zu strafen, muß ich ein kleinwenig Toilette machen, ehe wir zu Tische gehen . . .

Frau Ariza fand diese Scene ebenso vortrefflich wie die erste. Aber sie mußte ihre Lobsprüche verdoppeln und beschleunigen, denn Josephine besaß zwar eine sehr geschickte Kammerfrau, hatte aber kaum einige Minuten Zeit für ihre letzte Umwandlung. Sie eilte davon und erschien alsbald wieder, begleitet von dem jungen Vicomte Raoul, der an ihrer Seite einherging. Diesesmal war sie eine ganz andere Persönlichkeit, vielleicht die wahre. Das braune, reiche Haar kunstvoll geordnet, lächelnd und drohend zugleich mit dem gebieterischen Mund, den Himmel und die Hölle zugleich in den dunklen, goldschimmernden Augen, die reiche, glänzende Robe mit Anmuth und stolzer Würde tragend, sah sie aus wie eine Männerbezwingerin, die sie in Wirklichkeit war. Der Vicomte schwieg und begnügte sich zu bewundern. Sie führte das Wort und sprach sehr lebhaft.

— Ja, mein lieber Raoul, sagte sie, — wir wissen es jetzt, daß es im Leben nichts weiter gibt, als den Kampf ums Dasein, und Sie sind Einer Derjenigen, denen alle Siege zufallen müssen. Ihnen darf nichts zu gut, nichts zu theuer, nichts zu schwer sein. Um Ihr Ziel zu erreichen, zählen Sie auf mich; ich fühle mich dazu geboren, Ihre Magd zu sein. Wenn Sie meiner bedürfen, um einen Gegner zu händigen oder zu bezaubern, so bin ich da. Es gibt auf Erden nur zwei Gattungen Menschen: Schwachköpfe und Solche, die es nicht sind. Seien wir die Anderen. Und da mein Vater so vernünftig war, recht viel Geld zu sammeln, kaufen wir Alles was zu kaufen ist und erobern wir das Uebrige.

— Ach, wie liebe ich Sie! rief Raoul entzückt aus.

— Und ich erst Sie! entgegnete Josephine leise; indem sie sich auf die Fußspitzen erhob, so daß ihre Lippen fast das Ohr des Vicomte erreichten. — Doch trennen wir uns jetzt;



— Nichts Reizenderes als ein Tête-à-tête mit dem geliebten Gegenstande, nicht wahr, Mimi?
 — Ja, besonders aber, wenn er mit Trüffeln gespickt ist . . .

denn Sie müssen auf den guten Ruf Ihrer künftigen Frau bedacht sein.

— Ach, Liebste, wie hast Du sie am Gängelbände! rief Frau Ariza, aus ihrem Versteck hervortretend, als der Vicomte fort war.

— Ja, so ziemlich, entgegnete Josephine. Ich weiß meine Rollen, das ist die Hauptsache. In der Naivetät war Fräulein Reichemberg, in der Komik Fräulein Rejane mein Vorbild. Schwierig wird die Sache dann, wenn alle meine Persönlichkeiten versammelt sind. Da muß ich Kleider mit wechselnden Farben tragen und Reden mit dreifachem Sinne führen. Und dann macht mein Vater mir Sorge. Ich möchte, daß er das Aussehen eines Finanziers von großem Style habe und fürchte immer, daß man ihm die Pöckelhäringe und Datteln vom Gesichte herablesen werde. Darum muß ich denn auch, ehe ich mich in den Speisesaal begeben, immer erst einen Augenblick in dem Zimmer meines Vaters vorsprechen und mein Schminkzeug mitnehmen, um ihm den Kopf in Stand zu setzen.



Aphorismen über Frauen und Liebe.

Von L. G.

Mann und Weib zusammen sind erst der ganze Mensch — zwei Hälften, die einander ergänzen. Nicht der Mann allein, sondern dieses Doppelwesen ist der „Herr der Schöpfung“.

*

Die Freundschaft kommt meist gemächlich, die Liebe plötzlich. Jene steigt die Treppen herauf, diese fliegt zum Fenster hinein.

*

Die Freundschaft dient oft zum Deckmantel der Liebe, diese zu dem der Wollust.

*

Die geliebte Frau ist einer Festung vergleichbar, die der liebende Mann zu erobern sucht. Wo jene die Offensive und dieser die Defensive ergreift, wo das Weib aktiv und der Mann passiv wird, werden in häßlicher Weise die Rollen vertauscht, welche die weise Regie der Natur vertheilt hat.

*

Der Fuß ist das Stiefkind der modernen Toilette und eine Frau zeigt lieber den Theil ihres Leibes, auf dem sie sitzt, als den, auf dem sie steht.

*

Es gibt Dinge, die man nie wiedererhält — das Weib seine Unschuld, der Mann den Glauben daran.

Einen Wunsch frei.

Märchen von Titanello.

„Es war einmal ein Professor — wenn Du mich in die Waden kneiffst, Amélie, werde ich mit meiner Erzählung nicht weit kommen!“

„Es war einmal ein garstiger Mensch, der seine Geliebte zu Tode langweilte mit seinen schlechten Gedichten und langathmigen Geschichten! Was soll Das nun wieder sein? Fängt an, wie ein Märchen —“

„Ist es auch.“

„Höre, Du, ich kneife! Ein Professor und Märchenfigur!“

„Abwarten — Thee trinken! Also: Es war einmal ein Professor, ein so echtes, rechtes Exemplar von Bücherwurm, wie es nur im lieben Deutschland wächst und gedeiht. Er führte den schönen und seltenen Namen *Loisius Lehmann*.“

„Geh, geh, plaudere lieber vom *lac Lemman*, an den wir diesen Sommer gehen werden.“

„Sind wir nicht alle Lehmmänner seit Vater Adam her?“

„Au!“

„Er war alt und häßlich.“

„Immer besser! Was kümmere ich mich um dergleichen Gewächse?“

„Kann alle Welt jung und schön sein, wie wir?“

„Eingebildete Narr!“

„Was bedeutet Jugend und Schönheit beim Mann? Soll ich es Dir beweisen?“

„Lassen S' mich aus, oder ich schrei! Sei artig! Ich bin noch ganz außer Athem. Vielleicht nachher zur Belohnung —“

„So will ich mich beeilen: Dieses alte Knochengesicht hatte eine reizende Frau. Oder vielmehr, sie hatte ihn, und zwar auf dem Halse, denn dazu, daß er sie gehabt hätte, fehlte es ihm an Können und ihr an Willen. Das Weibchen war schön, wie eine *Houri* des Paradieses. Lasse mich mit dem Gesicht anfangen. Ich weiß nicht, wie Leute so thöricht sein können, ihre *Huldinen* nach der Figur zu wählen, ohne das Antlitz genügend zu berücksichtigen. Nur aus diesem spricht doch der Geist ohne Dolmetsch, bei den anderen Körpertheilen jagt uns nur die Art und Weise, wie sich ihre Besitzerin mit ihnen abfindet, was dieselbe werth ist. Meine kleine Professorin hatte grünliche Katzenaugen — diese Spezies ist meine Schwärmerie, Madame, sie verspricht so viel Raffinement, und ich glaube, ich liebe Sie wirklich nur Ihrer schönen Augen wegen.“

„Sehr verbunden, mein Herr! Sie sollen sich hinfert auch an ihnen genügen lassen! — Ei, habe ich da die Augen?“

„Aber einen entzückenden, etwas sinnlich aufgeworfenen, purpurrothen, kleinen Mund, der, meist halb offen, die allerliebsten, scharfen Reißerchen sehen läßt. Dazu noch ein kleines, fast möchte ich sagen freches Stumpfnäschen, ein Gewirr seideweicher, brauner Locken — und der Kopf ist fertig. Du siehst, ich habe nur nöthig, Dich zu schildern.“

„Dachte ich mir's doch, daß das Ganze auf eine *Fadaise* hinauslaufen werde!“

„Die übrigen Reize will ich nur kurz berühren. Es sagt genug, wenn ich Dir versichere, daß sie eben so geschmeidig und zierlich gebaut gewesen, wie Du, daß ihr Busen eben so fest, weiß und fein geädert war, wie Deiner, daß sie Dir an Wespenhaftigkeit der Taille, an Leppigkeit der Hüften nicht nachstand, und daß ein Paar Beine, würdig, Sockel dieses Liebestempels zu sein, sie zierten, wie Dich. Du, Deiner, Dir, Dich — da hast Du die ganze Deklination!“

„Das ist stark, Du willst mich beugen?“

„Ich bin so schwach, dies mit mir vor Dir zu thun! — Der gute Professor und schlechte Gemahl befand sich eines Tages in der denkbar übelsten Stimmung. Kummergebeugt saß er vor seinem großen Werke, das den Nachweis liefern sollte für die slavische Abstammung der *Fidschiinsulaner*; er sah voraus, daß ihn der Tod abberufen würde, bevor der sechszehnte und letzte Band vollendet. Er hatte keinen Leibeserben, der es fortführen und so dem Namen *Moisius Lehmann* die Früchte des Verdienstes sichern konnte. In der That, zum ersten Male in seinem Leben bereute er, die Gottähnlichkeit bis zur völligen Mißachtung aller animalischen Instinkte getrieben zu haben. Jetzt war es zu spät! Aber das Glück wollte ihm wohl. Der Teufel hatte schon lange auf Posten gestanden, diese Seele in sein Garn zu locken. Flugs fuhr *Belzebub* in *Hymens* Gewand und stieg aus einer Wolke des duftenden *Knasters* hervor, die der Professor seinem Pfeifchen entlockt hatte. Meister Lehmann war viel zu gelehrt, um an der Sonderbarkeit dieses Besuches irgendwie Anstoß zu nehmen. Als Kenner der Mythologie erkannte er die Gottheit sofort und warf sich ihr zu Füßen.

„Du hast einen Helfer herbeigeschickt,“ flötete die höllische Majestät. „Ich bin der Schirmherr der Ehe und heute in großmüthiger Laune. Du sollst einen Wunsch frei haben. Sprich, was ist Dein Begehrt?“

„Mache mich jung und schön, erhabene Gottheit,“ flehte *Moisius*.

„Das hat Deine Frau sich schon für Dich erbeten.“

„O, über dieses vortreffliche Weib!“

„Ich habe ihr die Bitte schon gewährt. Aber besinne Dich! Hast Du sonst nichts, nach dem Du Verlangen trägst?“

„Nein, nein!“ jubelte der ehrsame Herr Professor, der sich mittlerweile ganz verjüngt fühlte und wenig würdig, etwa wie ein junges Böcklein, vor dem Spiegel umherhüpfte, der ihm Vergleiche mit dem *Apollo* von *Belvedere* aufnöthigte. „Ich danke Dir, ich danke Dir!“

„Nun, ich sehe, mit Dir ist heute nicht vernünftig zu reden. Gehab' Dich wohl, und sollte Dir später etwas einfallen, so rufe mich. Du hast Deinen Wunsch noch frei.“

Der seltsame Gast verschwand, aber nur, um nach wenigen Nächten auf den Ruf seines Günstlings wieder zu erscheinen.

„Was helfen mir Jugend und Schönheit, o *Hymen*!“ Mit diesen Worten empfing ihn der Entjahrte. „Sollte man es denken? Meine theuere Gemahlin hält es mit einem alten, abgelebten Geldmenschen. Mache mich reich, und ich bin der zufriedenste unter den Sterblichen!“

„Das hat Deine Frau sich auch schon für Dich erbeten.“

„So gewährtest Du ihr mehrere Bitten?“

„Liebst Du nicht viel zu wünschen übrig? Aber besinne Dich, trägst Du sonst noch nichts Verlangen?“

„Nein, nein!“ jauchzte der Ueberglückliche, und wälzte sich auf dem Golde, das auf einen Wink des Bösen den Boden fußhoch bedeckte.

„Nun, ich sehe, Du bist auch jetzt wieder nicht zurechnungsfähig. Sollte Dir noch etwas einfallen, ich werde nicht säumen, zu erscheinen. Denn einen Wunsch hast Du ja immer noch frei.“

Der Geist hub sich abermals von dannen, aber nur, um nach wenigen Wochen wieder citirt zu werden.

„Der Teufel werde aus dem Weibervolk flug,“ zeterte der Antinous unter den Krösusen.

„Wird ihm schwer werden!“ murmelte Belzebub.

„Was helfen mir Jugend und Schönheit? Was Reichthum? Du hast die Stattlichkeit, die Kraft vergessen. Mein angebetetes Frauchen schilt mich einen Waschlapfen, ein goldenes Kalb, und gestern sah ich einen Athleten aus ihrem Kabinett kommen, im Uebrigen einen häßlichen, armen Schlucker. Mache mich stark und stattlich und ich will Dir Hekatomben opfern!“

„Das hat Deine Frau sich auch schon für Dich erbeten. Es war dies ihr dritter und letzter Wunsch.“

„Welch' Kleinod von einer Gattin! Sie denkt doch an Alles!“

„Besinne Dich, rathe ich Dir; bist Du denn so arm an Wünschen? Nichts, was Dir noch fehlt?“

„Nein, nein!“ frohlockte der stiernackige Narr des Glücks, ergriff einen Torso des Herkules und spielte mit demselben Fangball.

„Nun, ich sehe, mit Dir ist wieder nichts anzufangen. Jetzt pass' auf: Mit der Zeit wird mir die Geschichte langweilig. Denkst Du, ich habe meine Zeit gestohlen? Noch einmal will ich Deiner Beschwörung gehorchen, und dann Schluß!“

Hymen, alias Satan, verduftete wiederum, aber nur, um nach wenigen Monden wieder zur Stelle zu sein.

„Hole Dich dieser und jener!“ empfing ihn Professor Moisius Lehmann.

„Der einzige Wunsch, den ich Dir nicht erfüllen kann,“ meinte sein Besucher mit diabolischem Grinsen.

„Ach, lass' die Späße! Auf den Knien stehe ich Dich an, nimm mir Alles, was Du mir gegeben, Jugend, Schönheit, Reichthum, Stattlichkeit und Kraft! Denkst Du, dieses Teufelsweib habe mir einen Augenblick Ruhe gelassen, seit ich diese Güter in mir vereine?“

Und ihm geschah nach seinem Willen. — — —

„Höre,“ begann Amélie, „Gott sei Dank sind nicht alle Menschen so thöricht, wie Dein alberner Mann der Wissenschaft.“

„Nein, und auch nicht so unbescheiden, wie seine Ehehälfte.“ Der Bettvorhang rauschte hinter uns zusammen.



In stiller Nacht.

Aus dem Sanskrit
nachgedichtet von
Ludwig Goldoni.

Was der Mond auf seiner Wacht
Liebes hat geschaut,
Hat er mir in stiller Nacht
Lächelnd anvertraut:

Ruht ein Weib im Schlafgemache
Neben dem Geliebten still;
Glaubend, daß er schlaf', der Wache,
Sie den Liebsten küssen will.

Und sie hebt sich leis' vom Lager,
Stühend auf die Armliegen,
Und sie schickt die blauen Trager
Auf des Liebesgottes Bahnen,

Schauend das Gesicht des Gatten
Bleiben ihre Blicke hangen
Und sie koset ohn' Ermatten
Des geliebten Heuchlers Wangen.

Heißer ihre Lippen glüh'n,
Tiefroth wie Açokablüthen,
Und dazwischen wie Jasmin
Weiße Bähne Krieg entbieten.

Und es kann nicht länger tragen
Seiner Liebe Glück der Gatte:
Seine Augen aufgeschlagen
Plötzlich hat der Wartensatte.

D'rauf erröthend ist die Liebste
Ihm an seine Brust gesunken,
Bebend leis' im Wonnerausch,
Schamerfüllt und liebestrunken. —

Länger wollt' der Mond nicht warten
In dem blauen Meer der Luft:
Denn ihn lockte her vom Garten
Seiner Lotusblume Duft . . .



(4)

Der Beseffene.

Roman von Camille Lemonnier.

Aber geh' doch schlafen, mein Freund, sagte eines Abends seine Frau. Der Schlaf drückt Dich doch zu Boden.

Es schien ihm, als würde auch sie sich über ihn lustig machen. Und darob ward er zornig und hielt sich an seine Frau wegen der grausamen Blicke Rakma's, welchen er nicht zu begegnen wagte. Ob er nicht das Recht habe, zu schlafen oder nicht zu schlafen? rief er ihr zu. Die Frauen sind wahrhaftig unerträglich dumm!

Doch da brach ein Gelächter los. Rakma war's, die lachte; sie schien mit Madame Lépervié gemeinsame Sache zu machen.

— Oh, jetzt erzürnt sich gar der Herr Präsident, weil man ihn schlafen schießt! rief sie.

— Ja, ja, ich gehe schon schlafen, sagte er. Das ist eben so gut, wie Ihre Romane anzuhören.

IX.

— Ein Zimmer! sagte der Präsident, indem er vor dem Kellner vorbeikam.

Der Kellner mit seinem Schlüsselbund eilte auf der teppichbelegten Treppe voraus, indem er die Stufen zu zwei und zwei nahm. Dann betraten Beide, der Kellner und der Präsident, einen Gang, auf welchen sich mehrere nummerirte Thüren öffneten. Der Kellner schloß eine dieser Thüren auf und helles Licht fiel durch die Fenster herein, auf Herrn Lépervié, der beim Eintritt in das Zimmer sich sogleich im Spiegel erblickte, mit dem Hute auf dem Kopfe und dem Stock in der Hand, ganz wie ein wirklicher Reisender. Dann ließ er seine Blicke in dem Zimmer umherschweifen und betrachtete das schmale Bett mit seinem einzigen Kopfpolster.

— Ja, das wird meiner Schwester passen, sagte er; aber haben Sie für mich ein anderes Zimmer, das mit diesem in Verbindung steht.

— Gewiß, mein Herr; man braucht nur diese Thür zu öffnen.

Der Kellner rückte einen Tisch weg, machte von seinem Bund einen Schlüssel los und öffnete die Verbindungsthür. Dann trat er beiseite, um den Präsidenten vorausgehen zu lassen, der einige Schritte in dieses zweite Zimmer trat, seinen Hut auf den Tisch legte und sich mit den Worten an den Kellner wandte:

— Meine Schwester wird sogleich kommen; Sie werden sie hieher geleiten. Da wir von weither kommen, wollen wir ein wenig ausruhen. Aber vor allen Dingen lassen Sie uns ein Frühmal reichen.

Bei diesen Worten vollzog sich in dem Gesichte des Kellners eine merkwürdige Wandlung. In den bisherigen Ausdruck unterthäniger Dienstfertigkeit mengte sich jetzt ein spöttischer Zug, der Falten in die Mundwinkel legte.

— So? wir sollen Ihre Schwester heraufgeleiten und ein Frühstück bringen? Sehr wohl; da muß ich den Haushofmeister schicken.

— Welche Verwickelungen! dachte sich Lépervié, verdrossen über diese peinliche Komödie.

Jetzt ward an die Thür geklopft; der Haushofmeister trat ein, ein dicker Mensch im Frack, mit der Serviette auf dem Arm, mit starrem, bleichem Gesichte und langen Backenbärten; er prüfte mit raschem Blicke den Gast, pflanzte sich dann auf seine breiten Escarpins hin und sprach:

— Sie wünschen ein Frühstück für zwei Personen, mein Herr?

Sie stellten die Speisefolge fest: kleine Seekrebse, Côte-letten, Gansleber-Pastete, Sekt. Der Präsident sah jetzt auf dem Gesichte des Haushofmeisters den nämlichen höhnischen Ausdruck, wie vorhin bei dem Kellner. Und als der dicke Mensch draußen war, sagte er sich: „Was nützt es, mit solchen halblunken Versteckens zu spielen?“

Doch während der Präsident sich seines Ueberrockes entledigte, ging die Thür wieder auf und es erschien, diesmal mit gefenkten Blicken, wie um aus der strengsten Discretion nicht herauszutreten, abermals der Haushofmeister, um zu fragen ob man nicht auch Feuer im Kamin wünsche?

— Ja, gewiß, erwiderte der Präsident.

Endlich kam sie an, die Wangen dicht verschleiert, so verstohlen, daß ein Zweifel über die Absichten der Beiden ganz unmöglich war. Er reichte ihr zeremoniös die Hand, mit einem Seitenblick auf das Stubenmädchen, das vor dem Ofen hockte um einzuheizen und da länger als nöthig verweilte, um das Betragen der Beiden zu beobachten.

— Was ist denn da weiter dabei? rief Rakma aus. Weiß man denn nicht, was da geschehen wird, wenn die Thür einmal geschlossen ist?

Er winkte ihr mit beiden Händen ab und flüsterte:

— So schweig' doch; ich habe Dich für meine Schwester ausgegeben.

Die maßlose Aengstlichkeit des Präsidenten versetzte sie plötzlich in eine solche Heiterkeit, daß sie hell auflacht.

— Oh, wie dumm, wie dumm! rief sie, mit den Achseln zuckend.

Endlich brannte das Feuer im Ofen und das Stubenmädchen ließ sie allein. Mit leisem Klopfen an die Thür erschien jetzt ein neuer Kellner und brachte das Frühstück. Dieser betrachtete Rakma mit Ausdauer, als ob er eine ältere Bekannte in ihr sähe, und Lépervié, den schon der Haushofmeister mit seiner zweideutigen Art gereizt hatte, erzürnte sich jetzt ernstlich.

— Das wird nachgerade unerträglich! Es ist, als wäre man in einer Lasterhöhle. Diese Kellner haben eine Art, Einen anzuschauen! . . . Sie halten Einen für Gott weiß was?

— Für was sollen sie Sie denn halten, mein Freund? bemerkte Rakma. — Und indem sie mit einem Zuge ein Glas Sekt austrank, fuhr sie fort: — Sind wir denn wirklich gar so rechtschaffene Leute? Wenn ich ein ehrbares Mädchen wäre, könnte ich doch jetzt nicht hier sein. Und Sie, mein Herr Präsident, (mit einer einschmeichelnden Stimme) sind Sie nicht ein recht verderbter Herr?

— O, o, nicht so rasch, meine Schöne! Ich glaube, daß eher Sie . . .

Jetzt berührten sich ihre Schultern über dem Tische; sie betrachteten sich von der Seite und fanden die Atmosphäre wollüstiger Ausgelassenheit, die in diesem wohlverschlossenen Zimmer herrschte, sehr ergötzlich.

— O, ich! sagte Rakma langsam und bestimmt; — ich bin „Das“ nur zu Ihrem Vergnügen.

Und sie hüpfte ihm plötzlich auf die Kniee und wälzte ihren Kopf an seiner Brust.

— Aber behandle mich doch als Dirne, da Du es so willst!

Und er behandelte sie als Dirne, da auf dem Tische, zwischen Schüsseln, Tellern und Gläsern. Allein, da öffnete plötzlich der Kellner die Thüre, die man zu verriegeln vergessen hatte. Sie stieß einen Schrei aus, der Kellner floh, Léparvié sank vernichtet zurück.

— Jetzt wissen sie, daß ich eine Meze bin! rief sie. Ha, die Verachtung ist so gut!

Eine entsetzliche Furcht bemächtigte sich jetzt des Präsidenten darüber, wie er den Gasthof verlassen würde. Er bildete sich ein, der Besitzer dieses Karavanserais würde ihn bei der Pforte anhalten und mit Vorwürfen überhäufen. Vielleicht würde ihn gar Jemand erkennen. Endlich, als die Nacht herein gebrochen war, läutete er, um die Rechnung zu verlangen. In augenscheinlicher Uebervortheilung schrieb man ihm alle Preise dreifach an und er wagte nicht, Einsprache dagegen zu erheben. Und als er die Treppe hinabstieg, mußte er noch den unverschämten Gruß des Haushofmeisters über sich ergehen lassen. Ihm war zu Muth, als läge er auf einem glühenden Roste.

Um seine Lüsterheit aufzustacheln, erfannte sie furchtbare Reizmittel für ihn, die wie Zaubertränke auf ihn wirkten. Sie nahmen zu den Hilfsmitteln der methodischen Ausschweifung ihre Zuflucht. Die scheinbare Anständigkeit des Gasthofes, wo sie zuerst sich getroffen hatten, wurde aufgegeben und gegen gewagte Orte eingetauscht, gegen elende Gaststuben, die fast nur solch' schmutzigem Geschäfte dienten. Hier waren sie freier, nicht beengt von den Fesseln ihrer gesellschaftlichen Stellung; hier versenkten sie sich mit wilder Lust in ihre schrankenlosen Genüsse. Unter dem Vorwande einer kranken Verwandten, die in einer fernen Vorstadt wohne und die sie besuchen müsse, verließ jetzt Rakma häufiger das Haus. Sie trafen sich in einem abseits gelegenen Stadtviertel und suchten dann irgend einen Schlupfwinkel auf. An diesem, der vorübergehenden Liebe gewidmeten Orten streifte Léparvié nunmehr alle Heuchelei ab. Die schmutzige Umgebung verursachte ihm keinen Ekel mehr; sie reizte ihn im Gegentheil zu krankhaften Gelüsten . . .

— Ich, der Präsident Léparvié, sagte er sich dann, der berühmt ist durch seine Sittenstrenge, ich wage mich in diese ecklen Freudenhäuser! Welche unheilbare Gier nach dem Schmutze ist es, die uns mit Wonne diesen Modergeruch einathmen läßt?

— Und morgen, Herr Präsident, erwiderte darauf seine Verderberin, die gleichsam seine Gedanken errieth, — morgen werden Sie in dem Justizpalais, zu dessen Pieren und Leuchten Sie gehören, von aller Welt sehr ehrevietig begrüßt werden. Die schmutzige Sünde wird den Saum Ihres Amtskleides küssen, um den strengen Richter zur Milde zu stimmen.

Doch allmählig begann ein gewisses Unbehagen ihn zu beschleichen. Dies war besonders dann, wenn er, mit grünen

und rothen Flecken im Gesichte, der Leib noch vom Fieber der Wollust geschüttelt, den Weg nach seinem Heim antrat, kaum noch aufgerichtet von dem Unflath der Gelegenheitshäuser, gleichsam den Mißduft der Sünde in den Falten seiner Gewänder mitbringend. Er fand nicht den Muth, seine Frau und seine Kinder sogleich zu umarmen. Er hatte ein Gefühl, als würde er die reine Luft dieses Familienhauses verpesten. Ein Abscheu vor seiner schmähligen Handlungsweise stieg in ihm auf. Um dem zu entgehen, verlängerte er seine Abwesenheiten, kam erst mit sinkender Nacht heim. Wie ein Dieb schlich er die Treppe hinan, öffnete behutsam die Thüre seines Zimmers, damit sie nicht knarre und schlüpfte ins Bett, an die Seite der ehrbaren Gattin, die zu seiner Qual ihm in ihrem ersten Schlummer die Arme zärtlich um den Hals legte. Allein, als Rakma dieses Betragen ihres Geliebten sah, führte sie eine Auseinandersetzung herbei; sie verhöhnte ihn und erzürnte sich ob solcher Erbärmlichkeit; sie wies darauf hin, welche Kraft sie selbst bekunden müsse, um die Wahrheit zu verheimlichen. Und er gab auch jetzt wieder nach, weil er einsah, daß jeder Widerstand vergeblich sei.

Wenn sie jetzt sich verließen, schlenderte er noch einige Zeit in den Straßen umher, um eine auffällige Gleichzeitigkeit der Heimkehr ihrer Beiden zu vermeiden. Bei Schnee und Wetter irrte er im matten Lichte der Straßenlampen erschöpft und schlotternd umher. Dann läutete er endlich an seinem Hausthor, warf im Hausflur einen flüchtigen Blick in den Spiegel und ging zu Frau und Kindern, ohne Gewissensbisse zu empfinden, wie früher, nur von einem inneren Unbehagen erfaßt. Allein, die Anwesenheit Rakma's, wenn diese in solchen Augenblicken unerwartet eintrat, reizte ihn und erzeugte in ihm einen unüberwindlichen Widerwillen gegen ihre Person.

Finsternis und verschlossen tauchte sie ihren schweren, kurzen, ironischen Blick ihm bis ins Herz; dann vernachlässigte sie die seiner Person gebührende Aufmerksamkeit und vermauerte sich untadelhaft in der Nacht ihrer Seele, war inmitten der Lichter dieses Familiengemäldes nichts als ein weiteres Licht, ein Licht, das in einer Sicherheits-Laterne eingeschlossen gehalten wurde, um nicht Alles ringsumher in Brand zu stecken.

Die Gewohnheit milderte diese seine Erregtheiten. Er fühlte jetzt bloß eine gewisse Abspannung, ein einschläferndes Wohlbehagen, wenn er in den stillen Frieden dieses Familienlebens tauchte. „Glücklicherweise“ — sagte er sich dann — „bleiben meine väterlichen Gefühle, wenn nicht meine Gattengefühle, gefeit gegen jede Anfechtung. Dieses Gefühl vermag keine Gewalt aus meinem Herzen zu tilgen.“

Allein, keine Prüfung sollte dem Präsidenten auf seinem demüthigenden Passionswege erspart bleiben. Eines Abends, als sie ihren unsauberen Gelüsten so lange fröhnten, daß schon die Mitternachts-Stunde nahte, hatte er, in das Schlafgemach tretend, wo er seine Frau noch lesend fand, eine Regung von fast naiver Schlechtigkeit. Er empfand eine gewisse Freude, einen gewissen Stolz darob, daß er seine Gattin mit solcher Sicherheit betrügen konnte, ohne auch nur den geringsten Argwohn bei ihr wachzurufen. „Ich bin doch ein vollendeter Schauspieler! sagte er sich. Welches Arsenal von List habe ich zu ersinnen gewußt!“ Und zugleich war er dermaßen von Dankbarkeit für die Blindheit seiner Gattin erfüllt, daß er nicht

wußte, wie er ihr sie bezeugen solle. Er vergaß sich völlig und überließ sich überzeugenderen Liebfosungen als sonst, als er plötzlich sich dabei ertappte, daß er an die Andere dachte.

— Oh, sagte er sich, das ist abscheulich! Bin ich schon so weit, daß ich meine Gattin nicht mehr respektire und die Beiden dermaßen mit einander verwechsle, daß ich vergesse, was die Eine und was die Andere mir ist?

Eines Nachmittags schlüpfen sie in den engen Flur eines jener Häuser, welche der von der Straße kommende Liebe Obdach bieten. Und er stellte die übliche Frage: „Haben Sie ein Zimmer?“

Seit kurzer Zeit hatte Rakma die neueste Laune, daß sie, um sich das Vergnügen noch mehr zu würzen, das sittsame Aussehen eines Ehepaares annahm, welches sich in diese zweifelhaften Herbergen verirrt hat.

— Haben Sie für mich und meine Frau ein Zimmer bis zum Abend? Wir kommen von weit her und sind müde, wiederholte Lépervié einem kleinen, schwächlichen, blassen Manne, der ihm ins Gesicht schaute und anfänglich nicht zu verstehen schien.

— Trennen Sie sich nicht, mein Herr? fragte der kleine Mann endlich. Wollten Sie wirklich hierher kommen?

— Gewiß! erwiderte Lépervié, erstaunt über einen gewissen Blick des Mannes.

Dieser zuckte mit den Achseln, als wollte er sagen: „Wohl denn, mich geht's nicht weiter an“ — dann lud er sie ein, ihm zu folgen und führte sie in den ersten Stock hinauf, zu einem Zimmer, dessen offene Thüre ein Bett sehen ließ, welches augenscheinlich eben erst leer geworden war. Der Präsident schrak auf der Schwelle zurück, als er den elenden, schmutzigen Raum erblickte; allein Rakma beharrte dabei und sprach:

— Wir werden hier ganz gut geborgen sein.

Er machte eine Geberde der Zustimmung und beobachtete den kleinen Mann, der mit unterwürfiger Dienstwillingkeit in der Stube Ordnung zu schaffen suchte. Und so oft er bei diesem Thun an dem Präsidenten vorbeikam, erhob er die müden, leblosen Augen mit einem Ausdruck der Furcht und Reue zu ihm. Schließlich empfand der Präsident ein gewisses Unbehagen, als ob diese hartnäckig auf ihn gehefteten Augen ihn errathen hätten. Zugleich tauchte in ihm die matte Erinnerung an ein ähnliches Gesicht auf, das er irgendwo gesehen haben mußte.

— Ja, sagte er sich, je mehr ich ihn beobachte, desto mehr scheint es mir, daß dieser Mensch mir nicht unbekannt sei.

Ein letztes Mal blieb das verdächtige Gesicht an ihm haften und er mußte das schier greifbare Uebel von zwei Augen erdulden, welche die seinigen kreuzten, wie um sie an eine denkwürdige Zeit zu erinnern. Dann verschwand der Mann wortlos durch die Thüre und sie blieben allein in der Stube.

— Was hatte dieser Mensch mich so hartnäckig anzugelogen? fragte sich der Präsident ganz laut. Sein Blick ruhte weniger boshaft, denn traurig auf mir.

Und er suchte sich die Traurigkeit jenes Blickes zu erklären, aber er fand keinen annehmbaren Grund, am wenigsten in der verdächtigen Umgebung, wo der Alte sein schmutziges Gewerbe ausübte. Dann wandte er sich zu Rakma und sagte:

— Ich kann jetzt nicht recht froh werden; mir ist, als ob irgend ein Unglück meiner harrete.

Sie zuckte mit den Achseln.

— Sie haben geträumt, mein Lieber, sprach sie. Dieser Mensch hat uns angeschaut, was weiter? Das Erscheinen zweier so ehrenwerthen Personen in einer solchen Spelunke ist wohl geeignet, ihn nachdenklich zu machen?

Und sie flocht den jetzt hüllenlosen Leib um ihn. Aber es war, wie er sagte: er konnte nicht froh werden und kam immer wieder auf die Sache zurück.

— Dieses Gesicht ist mir bekannt, brummte er. Und auch er schien in mir eine frühere Bekanntschaft wiederzufinden. Aber wann und wo habe ich ihn doch gesehen?

Rakma verlor bald die Geduld und drängte ihn, den Ort zu verlassen.

Als sie hinabgingen, fanden sie den kleinen Unglücksmenschen wieder auf ihrem Wege, und sein Blick war unsäglich traurig. Als der Präsident den Lohn für das Sündenlager entrichtete, vermied er es, diesem Blicke zu begegnen, als fürchtete er irgend eine schmerzliche Gewißheit zu erlangen. Auf der Straße angekommen machte Rakma ihm heftige Vorwürfe über diese lächerliche Zaghaftigkeit; aber er kehrte sich nicht daran, sondern wiederholte immerfort, gleichsam gemartert durch die Ohnmacht seines Gedächtnisses: Dieser Mann ist mir bekannt, aber woher, woher?

Endlich trennten sie sich bei Einbruch der Nacht. Rakma vertiefte sich in den Säcken, die sie dem Hause näher brachten, während der Präsident weiter den Bürgersteig auf- und niederwandelte. Und der kleine Mann aus der Sündenherberge verfolgte ihn noch immer mit seinem traurigen Blicke und er zermarterte sich vergebens das Gehirn, um sich dieses Menschen zu erinnern, der ihn gleichsam mit dem Blicke des Gewissens anschaute.

Eine Uhr schlug die achte Abendstunde. Er trieb sich unruhig seit zwei Stunden in den Straßen umher. Jetzt war zuhause der Tisch schon abgetragen und seine Frau erwartete ihn nicht mehr zum Essen. Der Gedanke, mit Rakma im Schoße seiner Familie wieder zusammenzutreffen, schnürte ihm übrigens die Kehle zusammen. Er ging in seinen Klub, speiste daselbst und suchte mit allerlei müßigen Gesprächen sich die Zeit zu vertreiben. Allein, ein Gefühl der Schwere drückte ihn nieder gleich der immer deutlicheren Ahnung eines Unglücks. Als er gegen Mitternacht seinen Ueberrock nahm, um heimzukehren, sagte er sich:

— Jawohl, der Mensch schaute mich wie mit dem Blicke meines eigenen Gewissens an.

— Leeres Geschwätz! entgegnete der andere Lépervié.

Der Präsident schloß die Hausthüre und hängte die Kette wieder ein. Und nun fühlte er sich plötzlich in die tiefe Stille und Finsterniß des Hauses eingehüllt.

— Man wird geglaubt haben, daß ich schon zuhause sei und darum wird der Diener das Gaslicht ausgelöscht haben.

Er machte einige Schritte vorwärts; allein es lagerte eine so drückende Todtenstille in der Luft, daß eine nervöse Furcht ihn bei dem lächerlichen Gedanken ergriff, daß Jemand sich im Hause verborgen halten könnte, um ihn niederzustößen.

Er blieb einen Augenblick stehen, um zu horchen; er wagte keinen Schritt vorwärts zu machen. Endlich tastete er

sich bis zum Stiegegeländer fort und begann nun mit angehaltenem Athem die Treppen hinaanzusteigen. Da vernahm er hinter einer Thüre eine Uhr schlagen. Instinktmäßig streckte er die Hand aus und drückte auf die Klinke.

Tiefe Stille herrschte in dem Gemach, das durch eine Nachtlampe erhellte war. Der Präsident sah das ruhige, schlafende Gesicht seines Sohnes.

— Ach, sagte er sich noch immer bebend, welch' abscheuliche Wahnvorstellung war das! Soll ich fürder unter solchem Schrecken leben? Mein eigen Gewissen war's, was mir entgegenkam!

Die Ueberreizung der Nerven ließ jetzt nach, eine Abspannung trat ein und er ward schwach wie ein Kind; er betrachtete das Zimmer, das Bett, die schlafende Gestalt mit träumerischen Blicken, gleichsam mit den Augen eines besseren, durch das Unglück geläuterten Menschen.

Er neigte sich zu dem schlafenden Knaben und küßte ihn auf die Stirne.

— Ach Guy, mein Sohn! seufzte er.

Die heißen Zähren, die auf seine Schläfen fielen, weckten das Kind.

— Was ist Dir denn, Vater? Ist was geschehen?

— Nichts, erwiderte der Präsident, das Kind in seine Arme schließend. Ich bin soeben nach Hause gekommen . . . und dachte, Du wärest krank . . . ich weiß gar nicht warum . . . Aber es ist schon wieder vorüber. Schlafe, mein kleiner Guy! Und sage Deiner Mutter nichts. Sieh, es ist schon vorüber, ich lache wieder.

Der Knabe hatte schon wieder die Augen geschlossen und Lépervié schlich auf den Fußspitzen nach dem Nachbarzimmer, wo seine Tochter Paula schlief. Einen Augenblick neigte er sich zu den feuchten, frischen Lippen seines Kindes; aber in dem Augenblicke, da er sie küssen wollte, wich er wieder zurück. Seine Lippen suchten ihre Händchen, die gekreuzt auf der Bettdecke lagen.

— Ach, wie gut ist es hier, wie vergesse ich Alles! flüsterte er. Sie tragen mich im Herzen und ich trage sie im Herzen. Wir sind die Kinder unserer eigenen Kinder. Ach, Paula! ach Guy! Ihr allein seid das Glück! Wenn ich Euch küsse, erwacht ein anderer Mensch in mir.

Endlich verließ er diese Zimmer, die neu belebende Gefühle in ihm geweckt hatten, und als er die nächste Thüre öffnete, bemerkte er seine Frau, die ihn lächelnd fragte:

— Habe ich geträumt oder ist's Wirklichkeit? Mir war, als ob Du mit unseren Kindern gesprochen hättest? . . .

Diese Krise führte augenblicklich eine Veränderung in dem Gedankengange des Präsidenten herbei. Während einiger Tage milderte der Friede seiner Seele seine krankhaften Gelüste. Er fühlte in sich nicht die Kraft zur Arbeit, sondern eine sanfte, wohlthuende Abspannung der Nerven, die fast ein Wiedergenesen war. Er hatte von den albernen Wahnvorstellungen der neulichen Nacht Nakma nichts gesagt und ihr den Mann mit dem traurigen Blick, der ihn so sehr aus der Fassung gebracht, nicht mehr erwähnt.

— Wie fern scheint mir „Das“ jetzt zu sein! sagte er sich. Ich kann mir kaum glauben, daß „Das“ wirklich statt-

gefunden habe! Nur wiederholte Erschütterungen des Gehirnes können eine solche Befessenheit erklären!

Uebrigens ging er ihr jetzt wieder aus dem Wege, wandte von ihr seine Blicke weg, um nicht wieder dem Banne dieser zauberischen, versucherischen Augen zu verfallen, in welchen er, wie in einem Spiegel, ihre magere, vor Wollust bebende Nacktheit sah.

Er war genöthigt sich zu bekennen, daß gewisse Verheerungen, welche ihre Liebesraserei zur Folge hatten, ihn der Gebrechlichkeit des Alters näher brachten. Der Rückfall äußerte sich bereits in einer Störung des Gedächtnisses. Die regelmäßige Plastik seiner Züge, die wie dazu geschaffen waren, durch eine Büste verewigt zu werden, wurde jetzt durch häßliche, wie mit dem Messer eingeschnittene Flecke entstellt.

Allein, trotz der schier kindischen Listen, mit welchen er ihr zu entkommen suchte, geschah es eines Tages, daß sie unter dem Vorwande, ein Buch zu suchen, in seinem Zimmer erschien und sofort ihn mit Vorwürfen zu überhäufen begann. Ob er denn wieder anfangen wolle, sie die Schmach und den Verdruß ihrer Anwesenheit im Hause fühlen zu lassen? Sie habe es satt, ewig zu lügen und die Tugendhafte zu spielen. Und er betrachtete sie, völlig eingeschüchtert, wie eine streitbare Erscheinung, die seinen augenblicklichen Frieden zu stören kam.

— Ach, lassen Sie mich in Frieden! rief er schmerzlich aus. Ich bedarf der Ruhe. Mir ist, als wäre ich einem Schiffbruch entronnen. Wenn Sie mich wirklich lieben, werden Sie mir eine Scene ersparen. Später, ach ja, später werden wir mit umso größerer Freude uns wiederfinden.

Er suchte ihre Hände zu ergreifen.

— Nichts da! rief sie. Wir müssen uns auseinander setzen. (Und indem sie die Stimme erhöhte, fuhr sie fort:) Sie, nur immer Sie! Immer dieser abscheuliche Egoismus! Und ich bin nichts in Ihrem Leben? Bin ich nicht Ihre Geliebte, wie? Und glauben Sie denn, daß ich, die ich nun meinerseits das Recht hätte zu gebieten, nicht leide unter der erniedrigenden Rolle, die ich hier spiele, die ich Ihnen zuliebe mir gefallen lasse?

Sie schleuderte ihm diese Sätze mit hastigen, abgehackten Geberden hin, in einem Sturmwind des Zornes, der sie durch das Zimmer jagte, aufrichtig und unverhüllt in diesem unvermutheten Ausbruch des Unmuthes, sie, die sonst die Stein gewordene Heuchelei war. Und angesichts dieses Hervorbrechens eines anderen Weibes, das ihm plötzlich alle Sicherheit benahm, empfand Lépervié ein seltsames Mißbehagen, wie Einer, der in einem Luftballon sitzend, in der ersten Ueberraschung des fabelhaften Aufstieges den Boden unter seinen Füßen weichen sieht. So sah Lépervié angesichts dieser würdelosen Wirklichkeit das Trugbild der heuchlerischen Idylle zerflattern.

— Ach, ich bin betrogen! sagte er sich. — Dann fügte er mit einem schmerzlichen Seufzer laut hinzu: — Wer hätte geglaubt, daß wir mit einander so weit kommen? Und Du, die Sanfte, die Ergebene, Du mein Frühlingstraum: Du sprichst so zu mir? Ach, Du bist nicht mehr Dieselbe! Du würdest Das ehemals nicht gesagt haben!

— Aber, mein Lieber, erwiderte sie mit den Achseln zuckend, sehen Sie denn nicht, daß wir einander nur eine Komödie vorgespielt haben?

— Ist's denn wahr? rief er. Du gestehst es ein, cynisches Geschöpf? Nun denn, geh! Fort aus meinen Augen! Es wäre feige von mir, Dich länger zu dulden.

Als sie ihn so wüthend herumfuchteln sah, überkam sie plötzlich eine verächtliche Ruhe; sie setzte sich auf das Sopha und sagte, die Hände über dem Knie kreuzend, in nachlässigem Tone:

— Ach, mich jagt man nicht so mir nichts dir nichts davon. Sie vergessen, mit wem Sie reden, mein armer Freund!

— Aber sagen Sie mir doch wenigstens, daß ich mich getäuscht habe, daß sie nicht wahr sei, diese Komödie, die mir die Vergangenheit unerträglich macht!

Sie nahm ein Buch vom Tische, öffnete es, klappte es wieder zu, warf es auf den Tisch hin, lehnte sich in den Polstern des Sopha's zurück und sprach:

— Endlich werden Sie ruhiger. So ist's recht. Hätten Sie mich reden lassen, so hätten Sie sich die Mühe erspart, sich so arg gegen mich zu erzürnen.

Sie erhob sich jetzt, lehnte sich an seine Schulter und fuhr fort:

— Verstehen Sie mich wohl! Gewiß war es eine Komödie; ein Versteckensspiel, in welchem wir uns gegenseitig das Verlangen verbergen wollten, uns maßlos zu besitzen, bis wir daran zugrunde gehen! Die Komödie, die uns girren ließ wie die Tauben, während die Hölle in unserem Blute tobte. Ach, armer Freund, wie konnten Sie glauben, daß ich etwas Anderes sagen wollte? Schauen Sie mir doch in die Augen: sehe ich aus, wie eine Lügnerin?

Sie setzte sich auf seine Kniee und da er reden wollte, legte sie ihm die Hand auf den Mund und flüsterte:

— Kein Wort weiter! Fühlst Du nicht, daß es mich nach meinem lieben Präsidenten verlangt, der meine Kaprixe und meine Liebe ist? Kann ich ihn auch nur einen Augenblick verlieren? Ach, was soll ich ersinnen, damit Sie mir nicht mehr entfremdet werden? Ach, ich möchte, daß meine Klüße eiserne Nägel wären, die unsere Leiber mit einander vernietenen.

Ihm ward wieder trüb vor den Augen.

— Liebst Du mich denn? flüsterte er. Ach, sage es mir! Sage, daß Du mich liebst und nie aufgehört hast, mich zu lieben!

— Ich will Dich! rief sie und versenkte ihre Blicke gleich spitzigen Schwertern in seine Augen.

Seine Willenskraft war gebrochen.

— Du bist mein, nichts kann uns trennen, feuchte er.

Im Hause des Präsidenten gab es allerlei kleine Ereignisse. Der Arzt war berufen worden, weil bei Madame Lépervié Athemnoth sich einstellte. Er verordnete ihr Spaziergänge in freier Luft. In Folge ihrer Unthätigkeit trat eine krankhafte Verfettung des Körpers ein, die nur durch eine regelmäßige Kur beschworen werden konnte. Sobald sie am Morgen das Bett verließ, erschien die Kammerfrau und half ihr bei dem schwierigen Geschäfte des Ankleidens. Sie zwängte sich in ihre Kleider ein und ging nach dem Gehölz, um da herumzuspazieren. Gegen Mittag kehrte sie heim, erschöpft von

dieser Anstrengung und von der Hitze, bei deren Strahlen sie, eingeschlossen in dem engen Nieder, schier gebraten wurde.

In den ersten Tagen begleitete sie der Präsident ein Stückchen Begeß und begab sich dann in den Justiz-Palast. Aber eines Morgens bewog ihn Rakma mit einem kurzen Wörtchen, da zu bleiben. Er ersann irgend einen Vorwand und blieb. Und als Madame Lépervié fort war und die Zimmer leer waren, wand sich die Lehrerin in ihrer gewohnten Weise um den Leib des Präsidenten und gestand ihm ihre neueste Kaprixe.

— Ich möchte . . . aber sagen Sie nicht Nein . . . ich möchte . . .

Und sie zeigte mit den Blicken nach dem Bette, dem großen, noch offen stehenden Bette, wo auf den Polstern noch die Eindrücke von zwei Köpfen zu sehen waren.

— Was? rief er auffahrend, als er die Richtung ihrer Blicke sah.

— Nun ja, nun ja; bin ich nicht auch Ihre kleine Frau?

— Nein, erklärte Lépervié, von einer letzten Regung der Scham zurückgehalten, — nein; Das wirst Du mich nicht begehren lassen.

Aber schon erhob der innere Mensch seine Stimme:

— So betrachte sie doch: das schwarze Opferlamm auf dem weißen Altar! Sie ist sehr begehrenswerth!

— Oh, rief er nach ihr schielend, in der That, Du bist teuflisch begehrenswerth!

Und er stürzte sich auf sie und sagte ihr zu seiner Schmach solche Worte, die er sonst in der keuschen Gattenliebe nur für Lydia hatte . . .

Und als die Versucherin wieder fort war, blickte er mit leeren Augen umher in diesem Zimmer, wo ihm jeder Gegenstand so wohlbekannt war und wo er sich dennoch mit einem Male so eigenartig fremd fühlte.

— Ist's möglich, daß ich Das gethan habe? stammelte er. Und habe ich es auch wollen?

Sie fanden fürder Geschmack an dieser Heiligthums-Schändung. „Da die Wonne eine Kunst ist“ — sagte sich Lépervié — „warum sollen wir diese Kunst nicht üben?“

— Es ist die schwarze Messe, rief er ihr zu, und Du bist der Teufel derselben!

Sie löste ihr Haar, wob damit ein Netz um ihn und gab sich ihm in strahlender Nacktheit hin, ganz nach dem Ritus der höllischen Orgien, auf dem entweihten Lager züchtiger Ehegemeinschaft.

— Rasch, rasch! Du kommst nicht von der Stelle! pflegte der Präsident jetzt voll Ungeduld seiner Frau zuzurufen, wenn sie am Morgen ihre Toilette machte, um ihren Spaziergang zu unternehmen.

Er jagte sie fast hinaus, die unbewußt Geopferte!

(Fortsetzung folgt.)

Siehe Rückseite.

Calvar-Kalender für 1891 werden erschienen.

Calvar-Kalender für 1891 werden erschienen. — Siehe Rückseite.



Erscheint in 18 Heften. — Subscriptionspreis für das Heft 50 kr. ö. W. = 90 Pf.

Neue Erscheinungen
aus dem Verlage von G. Grimm in Budapest,
durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Allerlei Erheiterndes. Von
Armand Silvestre.

Mit Illustrationen. Preis 1 fl. 50 kr. = 2 Mark 50 Pf.

☛ Dieser Band enthält nur neue Erzählungen von Armand Silvestre, die im „Caviar“
nicht erscheinen werden.

Drollige Einfälle. Von
Armand Silvestre.

Mit Illustrationen. Preis 1 fl. 50 kr. = 2 Mark 50 Pf.

☛ Dieser Band enthält nur neue Erzählungen von Armand Silvestre, die im „Caviar“
nicht erscheinen werden.

Wenn Amor lacht. Von
Satanello.

Mit Illustrationen. Preis 1 fl. 50 kr. = 2 Mark 50 Pf.

☛ Dieser Band enthält nur neue Erzählungen von Satanello (Josef Märkus), die im „Caviar“
nicht erscheinen werden.

Intime Scenen. Von
Catulle Mendès.

Mit Illustrationen. Preis 1 fl. 50 kr. = 2 Mark 50 Pf.

☛ Dieser Band enthält bereits in den ersten zwei Jahrgängen des „Caviar“ erschienene Skizzen
und Erzählungen des berühmten Autors mit neuen Zeichnungen von G. Sieben in Wien.

Unter uns.

Neue Erzählungen von Armand Silvestre.

Preis 90 kr. ö. W. = 1 Mark 50 Pf.

Mutter Erde.

(La terre.)

Roman von **Émile Zola.**

— Zweite Auflage. —

Preis 1 fl. 80 kr. ö. W. = 3 Mark.

Geschichten im Barockstyl

von Guy de Maupassant.

Preis 90 kr. ö. W. = 1 Mark 50 Pf.

Witz, Humor, Satyre.

Ein heiteres Lexikon von **Jean qui rit.**

2 starke Bände elegant gebunden.

Preis 5 fl. ö. W. = 10 Mark.

Caviar-Kalender pro 1891. Von **Jean qui rit.**

Preis 1 fl. ö. W. = 2 Mark.